

II. Jahrgang.
No. 36

6. Kriegsnummer

3. September 1914.
Einzelpreis 19 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

„Die Pflicht heißt jetzt handeln, nicht trauern!“

(Ausspruch des Kronprinzen Rupprecht beim Tode seines Sohnes).



Prinz Luitpold von Bayern, der älteste Sohn des im Felde stehenden siegreichen Kronprinzen Rupprecht, ist im Alter von 13 Jahren gestorben.

Umfang: 16 Seiten.

Zum Siege von Mex. Der deutsche Kronprinz mit seinem Stabe.



Phot. Berliner Ill.-Bl.



Kriegstag von A. Cdenbourg, München-Berlin.

Anton Hoffmann, München.

A. Hoffmann: Batterie Haffe bei St. Hubert (Gravelotte) 18. August 1870.

Den um 4 Uhr nachmittags befohlenen Vorstoß gegen Moscou und Point du Jour eröffneten aus ungünstiger vereinzelter Stellung i. St. Hubert die Batterien Trautmann (4. l.) Haffe (3. r.) und Gmägge (3. l.) des VII. Korps. Unter furchtbarem feindlichen Feuer bis auf wenige Geschütz-Bedienungen zusammenschmelzend, zwang die kleine Artillerie-Gruppe gegen Abend den Feind zur reinen Abwehr.

Unsere Südwestafrikaner machen einen Einfall in die Kapkolonie.



Südwestafrikanische Lanzenreiter.



Die Kamelreiterkompanie auf dem Marsche.

Phot. v. Eyck. Winkhof.

Die Russen

Was lange währt, wird gut! Am Samstag Mittag flog die Freude durch Deutschland: Die Russen geschlagen. Das war das schönste Geschenk für den Sonntag, das unser Heer uns machen konnte. Schon war vielen das Herz schwer geworden. Man war in Sorge um Ostpreußens Schicksal. Nun ist alles zu einem glücklichen Ende geleitet und dieser ersten großen siegreichen Schlacht werden weitere folgen. Vor allem ist nun das südliche Ostpreußen wieder frei von einem mordgierigen Feinde, der, wo er hinkommt, entsetzliche Spuren hinterläßt. Ueber 300 000 Mann ist das Heer des Zaren stark gewesen, während unsere Truppen weit weniger zählten. Sie haben sich auf das heldenmütigste geschlagen und mehr als 30 000 Gefangene gemacht. Jetzt wird man auch in dem freundlichen ostpreussischen



Eine Straße in dem freundlichen ostpreussischen Städtchen Insterburg.

geschlagen!

Städtchen Insterburg, das von den nördlich ziehenden russischen Truppen bedroht wird, aufatmen, denn nun werden auch diese russischen Heeresmassen gezwungen werden, sich in Bewegung zu setzen und zwar nicht auf Berlin zu, wie es das neue französische Ministerium so gerne sähe. Wir geben von Insterburg nur eine Straßenansicht wieder, aber vielleicht ist sie für viele doch eine Ueberraschung. Immer noch bestehen falsche Vorstellungen über unsere Städtchen im „fernen Osten“. Es gibt immer noch Leute, die glauben, daß da oben die Wölfe auf der Straße herumlaufen. Daß dem nicht so ist, beweist das freundliche, saubere Straßenbild. Eine deutliche Sprache von den Ereignissen im Nordosten reden die in Berlin eingetroffenen ostpreussischen ländlichen Familien, deren Ernährer meist im Felde stehen.



Phot. Berl. Phot. Ges. Berlin.
Flüchtige ostpreussische Familien im Reichstagsgebäude.



Phot. Int. Ill.-Agentur
Das verlassene Haus.



Phot. Berliner Illust. Gesellschaft.
Flüchtige ostpreussische Landleute in Berlin.



Die St. Gertraudenkirche am Canal (1550).



Reiziger. Presse-Photo.
Eine alte malerische Kapelle.

Zur Vernichtung der Stadt Löwen, deren Bürger in hinterlistigster Weise unsere Truppen überfielen.

Die ersten Verwundeten im Frankfurter städtischen Krankenhaus.

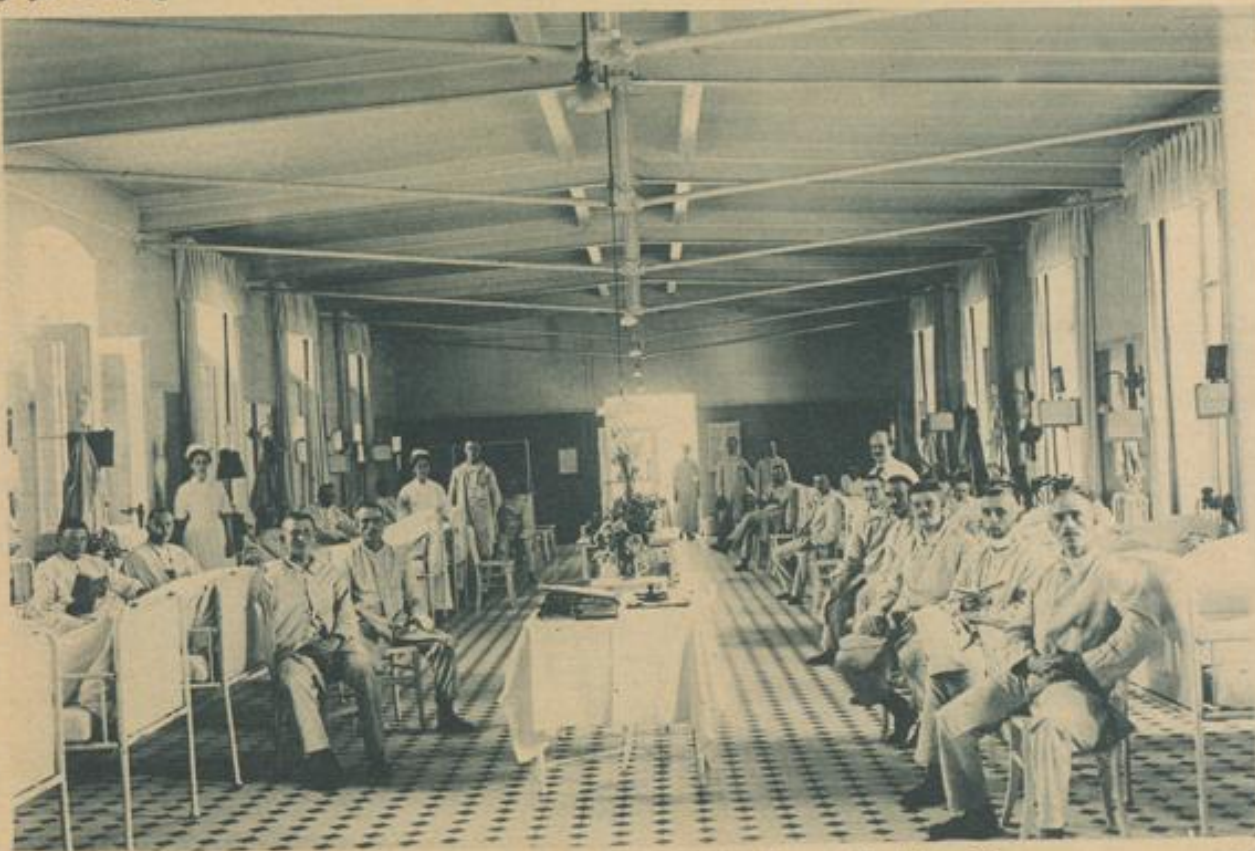


Auf dem Wege zur Genesung.



Verwundete Kler, in der Mitte der unteren Reihe Sergeant Filbert, der die Fahne beim ersten Bataillon trug.

In den letzten Tagen des August trafen die ersten Verwundeten in Frankfurt ein. In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich um weniger Schwerverletzte, um Leute mit Arm- und Fußwunden. Die meisten liegen in den schönen, hellen und freundlichen Räumen des städtischen Krankenhauses, in dem unsere Bilder aufgenommen sind. Am 27. August weilte die Kaiserin kurze Zeit in Frankfurt und statete bei dieser Gelegenheit dem städtischen Krankenhaus und dem Marienkrankenhaus einen Besuch ab. Sie ging unter Führung des Oberarztes Dr. Voh durch die Säle, verweilte an jedem Bett und überreichte jedem der verletzten Krieger eine prächtige Rose. Sie unterhielt sich mit den Verwundeten und traf zu ihrer Freude auch einige Schleswig-Holsteiner. Wie berichtet

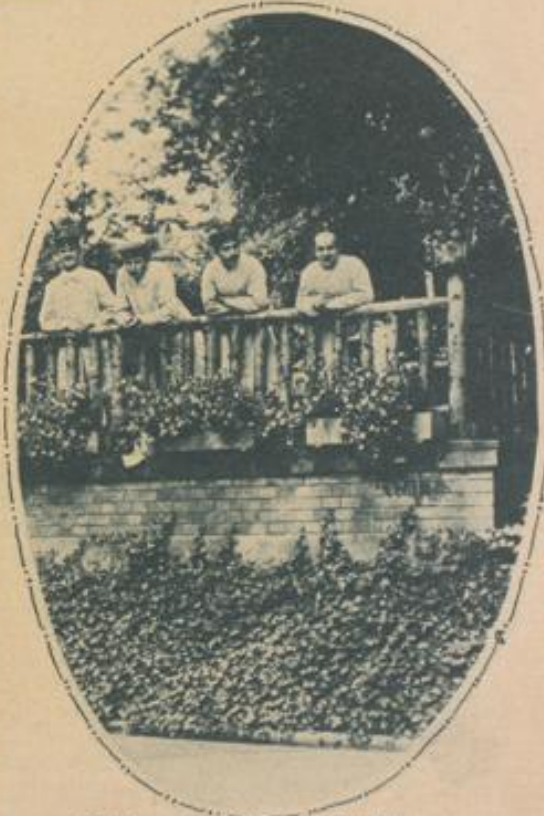


Verwundete Kler in einem der schönen hellen blumengeschmückten Säle.

wird, erfuhr ein Soldat, der während des Besuches im Operationsaal eingeliefert worden war, da ihm beide Beine durch Granatsplitter schwer verletzt worden waren, von dem Besuche der Kaiserin und bat, während er bereits auf dem Operationstische lag, die Kaiserin um ihren Besuch. Diese kam auch sofort, sprach längere Zeit mit dem Soldaten, wünschte ihm Mut und Gottvertrauen für die bevorstehende Operation und drückte ihm zum Abschied die schönste Rose in die Hand. Aus unsern Bildern ist zu ersehen, mit welcher Sorgfalt und Liebe unsere braven Krieger umgeben sind. Die meisten von ihnen werden sicherlich bald entlassen werden können. Viele, die leicht verwundet sind, brennen auch schon darauf, wieder an den Feind zu kommen, um sich zu rächen.



Leichtverwundete Kler und Angehörige anderer Regimenter.



Erholungsbedürftige im Garten.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

(1. Fortsetzung).

„Aber ich bitte, Herr Sekretär, ich bitte Sie um alles in der Welt, was soll das bedeuten?“

Er sah ein, daß es keinen Ausweg für ihn gab, und er wollte auch keinen Ausweg. Er war Mannes genug, eine Frau zu heiraten, die er zu sich emporhob, und er wollte aus der kleinen Fische etwas machen. So warf er den Kopf hoch und lachte sie an. Mit einem hellen frohen Lachen war er um seine Braut.

„Wollt Ihr mir die kleine Fische zur Frau geben, Frau Steuereinnnehmer?“

„Aber Herr Kreissekretär — mein lieber Sohn,“ — Frau Grottkopp fand sofort den mütterlichen Ton, — ich könnte mir ja keinen liebsten Schwiegersohn wünschen.“

Fische drückte sich an ihn, daß ihr blutrotes Gesichtchen nicht mehr zu sehen war. Er küßte den blonden Buschkopf und fühlte dabei, daß er sie sehr lieb haben würde.

„Sag mal, was bist du jetzt?“

„Ein kleines Dummchen.“

„Nein — meine süße kleine Braut,“ sagte er.

Die Frau Kanzleirat bekam an diesem Abend doch noch Besuch. Eine mußte noch schnell Delfadinen und holländischen Käse und Wackert holen. Sie murmelte, denn die Frau hatte es doch vorher gewußt. Nun mußte sie extra vom Messingputzen fort. Es war überhaupt keine Sache, sich Sonntags Besuch einzuladen. Sie hätten wohl bis Sonntag mit der Verlobung warten können. Eine hatte so viel zu tun, daß sie nicht einmal Zeit fand, einen Augenblick hinter der Tür zu horchen. Das war unrecht.

Als Jens Hellmann spät abends seine Braut und Schwiegermutter nach Hause begleitete, sah die Frau Kanzleirat ihnen vom Fenster aus nach. Sie blickte auf ihre Schneewittchen herab, die so stillfreundlich und fleißig blühten. Ihre Hände falteten sich und ein bekümmertes Aussehen trat in ihr Gesicht.

„Nein — das war nicht mein Wille. Das war gewiß nicht mein Wille,“ sprach sie leise für sich. Mit einem Male aber klärte sich ihr Gesicht auf, ihre Stirn glättete sich und die Augen blickten wieder klar. Sie hob die Hände wie zum Gebet.

„Vielleicht war es Gottes Wille.“

Drittes Kapitel.

Jens Hellmann blieb nicht Sekretär am Landratsamt. Er wurde zum Kirchspielvogt in dem großen Marschdorfe Schlichtingen gewählt, und die kleine Fische Grottkopp wurde Frau Kirchspielvogt.

Ihre Mutter erlebte es noch, und es war ihr eine große Genugtuung, in den Damenkafees von ihrer Tochter, der Frau Vogtin zu sprechen.

Fische selbst trug schwer an ihrer Bürde und fiel immer wieder aus der Rolle, soviel Mühe sie sich auch gab, es recht zu machen.

In Großheide wurde seinerzeit viel über ihre Heirat geredet. Jens Hellmann hätte eine andere bekommen können, oh, eine ganz andere, wenn er nur gewollt hätte. Er war doch ein Mann, der eine Zukunft hatte, und sie — ach sie blieb eine kleine dumme Pute. Sie verstand es nicht, sich zu benehmen, sich zu kleiden. Oh, es würde sicher noch einmal ein Ende mit Schreden nehmen. So sprach man in den intimsten Bekanntenkreisen. Man lauerte heimlich darauf, daß die Ehe unglücklich würde und wunderte sich, daß es noch immer gut ging. Die kleine Frau wurde auch wohl mal bedauert; aber dem Manne flogen aller Herzen entgegen.

Jens Hellmann war für den Platz, auf dem er stand, wie geschaffen. Er war den Bauern nicht nur geistig, sondern auch körperlich überlegen. Das fiel hier besonders ins Gewicht. Zudem hielt man ihn für vermögend. Er führte ein offenes Haus und seine liebenswürdige Persönlichkeit gewann ihm viele Freunde.

So verzog man ihm auch gern seine „Fahrten“. Es gingen tolle Geschichten von ihm herum, von seinen

Liebschaften und Abenteuern. Er war ein „ganz verfluchter Kerl.“

Fische blieb wie sie war, so einfältig und zerküßten. Die Jahre änderten daran nichts.

Ihr Mann fragte sie in der ersten Zeit ihrer neuen Würde einmal: Was bist du denn nun, kleine Fische?

Da antwortete sie nicht stolz: Frau Kirchspielvogt, wie er es wohl erwartet hatte. Sie legte das Köpfchen demütig an seine Brust und flüsterte:

Zu Kirchspielvogts kam Besuch. Eine Kutsche hielt vor der Tür. Die Frau Generalagent Plamböl aus Großheide stieg aus mit einer sehr eleganten Dame. Es war ihre Schwägerin aus Berlin, die dort Musik studierte und ihre Ferien in Großheide verlebte. Sie fand es dort entzückend und meinte, Schlichtingen wäre die reinste Natur.

Der Besuch kam zur Kaffezeit. Natürlich war Fische noch nicht angezogen. Sie dachte zuerst an ihr Schwarzeisen, entschied sich dann aber für Rot und Blau.

Madame machte indessen die Honneurs. Sie trug wie immer ein schlicht-schwarzes Wollkleid, das ein wenig auf dem Boden schleifte, an Händen und Hals weiße Spitzenrüschen und auf dem silbergrauen Haar die schwarze Spitzenbarbe.

Frau Fische erschien erst nach längerer Zeit, hochrot im Gesicht, in einer roten Bluse und grauem Rock. Wie sah sie so unvorteilhaft aus, als wenn sie ausging oder Besuch empfing. Sie lief hin und her, stieß überall an und schwitzte, als hätte sie die schwerste Arbeit zu verrichten.

Die Dame aus Berlin unterdrückte ein Gähnen und erkundigte sich nach den Kindern. Frau Fische lief selbst hin, um sie zu holen. Sie kamen herein, frisch und unwüßig.

„Es sind nette Kinder,“ bemerkte die Berlinerin höflich.

Der Vogt kam aus seinem Büro herüber. Als er eintrat, imposant und strahlend wie immer, veränderte sich die Situation mit einem Schlage.

„Ah, meine Damen, ich grüße Sie!“

Er küßte den Damen mit ritterlichem Anstand die Hand und verwickelte sie sofort in eine interessante Unterhaltung. Er führte sie durch Haus und Garten und bat seine Frau, inzwischen für Kaffee zu sorgen.

„Wie kommt dieser Mann nur zu der unglaublichen Frau?“ flüsterte die Dame aus Berlin in diesem Augenblick ihrer Schwägerin zu.

Die zuckte die Achsel. „Reinfall!“ gab sie ebenso leise zurück.

Fische hörte die Worte. Sie hatte ein sehr feines Gehör für dergleichen. Der Vogt führte die Damen, und sie blieb neben ihrer Schwiegermutter in der Tür stehen und sah ihnen nach. Um ihren Mund zuckte es, wie wenn ein Kind sich das Weinen verbeißt.

„Die Damen verehren unsern Jens zu sehr,“ sprach die alte Madame, und lächelte dabei ihr mildes Lächeln. „Da können wir nicht mit, meine Fische.“

„Ja — ich — ich bin zu dumm, Mama.“

„Wenn Du nur klug genug bist, um das Glück festzuhalten, das in Deiner

Hand liegt.“

Sie lächelte wieder ihr liebes einfältiges Lächeln. „Ich will es lernen, Mama.“

Als die Damen ins Wohnzimmer zurückkehrten, war der Kaffeetisch gedeckt. Ein gehäufter Teller Kuchen stand auf dem Tisch. Frau Fische schenkte die Tassen übervoll.

Die Berlinerin schwärmte von dem Vogt. Der Mann wäre viel zu schade für das Dorf. Er gehöre in die Großstadt, nach Berlin. Er müsse Rat im Ministerium werden oder Reichstagsabgeordneter.

Madame Hellmann lächelte stillglücklich zu den enthusiastischen Reden. Ihr Blick streifte den Sohn und leuchtete auf. Dann fiel er auf Frau Fische. Da seufzte sie leise. Frau Fische in Berlin? Es war nicht auszu-denken.

Man sah noch beim Kaffee, als John Polizei mit einer Meldung kam. Der Vogt winkte ihm, einzutreten. Vielleicht ließ sich die Sache hier abmachen.

John führte einen kleinen Jungen mit sich, den er nach Möglichkeit zu dressieren suchte.

„Still gestanden, nicht gemurrt! Vorwärts, marsch!“

Als sie vor dem Vogt standen, machte John Polizei stramm. Sein Schnurrbart sträubte sich. Der Kleine blickte scheu um sich.



Spezialzeichnung für das „Ill. Bl.“ von E. Viebig.

Ein vierföhriger Extrablattleser.

„Ich bin dein Dummchen.“

Sie blieb das Dummchen, das nirgends Beiseid wußte. Ihre Kleider sahen schlecht, trotz der besten Schneiderin. Sie trug noch immer grellfarbige Stoffe und fühlte sich unbehaglich dabei. Aus ihrem Haar lösten sich stets an jeder Seite eine Strähne, die waren ein wenig lockig und umflatterten das Gesichtchen und gaben diesem ein allzu junges Aussehen.

Zwei Kinder wurden geboren: ein Knabe und ein Mädchen. Mutters, wie sie genannt wurde, verzog sie natürlich, und sie wuchsen ihr bald über den Kopf.

Auch die Dienstmädchen tyrannisierten sie. Manchmal wußte die kleine Frau nicht ein noch aus. Sie besaß nirgends Autorität. Selbst die Bauersfrauen sahen sie über die Achsel an.

Es war nur gut, daß Madame da war. So wurde die Kanzleirätin Hellmann genannt. Im Dorfe kannte man nur Kirchspielvogt und Vollmächte aber keine Räte.

Madame hielt den Respekt nach außen und innen aufrecht. Sie hielt den Sohn, so groß er war, noch immer ein bißchen am Zügel. Die kleine Frau Fische war in ihren Händen wie Wachs. Aber so viel sie auch formte und modelte, es wurde nicht daraus, was sie wünschte. — — —

„Was haben Sie denn, Michelsen?“

„Gehorhamst zu melden, Herr Vogt, das ist ein sogenanntes Waisenkind, das der Gemeinde zur Last fällt.“

Wieder stand John stramm und ließ die Augen rollen. Er war früher beim Militär gewesen und wußte, was er seiner Würde schuldig war.

„Das Kind ist also obdachlos? Hat es keine Anverwandten?“

„Die sind leider Gottes verstorben. Sein Vater ist nach Amerika ausgewandert, und die Stutenstina, die auf dem Laternberg wohnte, was seine Großmutter war, die ist nun auch tot und allein kann man ihn da doch nicht lassen.“

„Schon gut,“ schnitt der Vogt die etwas konfuse Rede ab. „Sehen Sie nur zu, wie sie ihn vorläufig unterbringen. Ein Armenhaus wird Schlichtingen deswegen wohl nicht bauen.“

„Das glaube ich auch nicht, Herr Vogt. Die Bauern sind nicht davor.“

Der Vogt lachte. Ha, er kannte seine Bauern. Ein Armenhaus, das hätte dem Dorfe ein armseliges Ansehen gegeben. Schlichtingen, das größte und reichste Dorf in der Nordermarsch durfte doch kein Armenhaus haben. Was Armut! Die gab es wohl anderswo. Hier hatte selbst der kleine Mann Sonntags seine Fleischballenjuppe. Gab es wirklich mal einen Armen, ein verwaistes Kind oder einen Invaliden, so tat man ihn in gute Pflege und geizte auch mit dem Kostgelder nicht.

„Die Webersche würde ihn wohl nehmen,“ meinte John, „oder auch die Schustersche unten an der Straße. Ich will ihn wohl los werden.“

„Ja, sehen Sie zu, Michelsen. Bei der nächsten Gemeindeversammlung wird das weitere beraten. Morgen erstatten Sie mir ausführlich Bericht.“

„Zu Befehl, Herr Kirchspielvogt . . . rechtsum kehrt! Marsch!“

John marschierte ab, der Junge blieb stehen. Er sah den gedeckten Tisch, die lächelnden, gepuderten Damen. Auch Kinder sah er, in seinem Alter, nur viel feiner gekleidet.

John wurde puterrot. Das war ihm noch nicht passiert, daß ein Junge seinem Kommando nicht folgte, und gar ein solch kleiner Knirps.

„Willst Du wohl, Junge!“

„Ich will hierbleiben,“ sagte der Junge in einem so festen Ton, als verstände es sich ganz von selbst.

John ergriff ihn am Arm. Er fühlte sich ganz machtlos, weil er in Gegenwart der Damen nicht fluchen durfte.

„Warte man!“

Frau Fische legte sich ins Mittel. Der Kleine tat ihr leid. Er hatte so hübsche blaue Augen, die selbst in Tränen blühten. Sie hatte Kinder gern.

„Lassen Sie ihn doch so lange hier, bis Sie ein Quartier für ihn gefunden haben,“ bat sie. „Er kann so lange mit den Kindern spielen.“

John Polzei zog ab. Die Kinder des Vogts nahmen den Jungen mit in den Garten, um ihm die Vogelnester im Baum und die unreifen Äpfel an den Bäumen zu zeigen. Frau Fische lief hinterdrein mit einem großen Kringel.

Drinnen unterhielten sich die Damen noch über den Fall.

„Ich bewundere Sie!“ rief die Berlinerin. „Wie Sie den Fall behandelten. Sie sind ein zweiter Salomo! Sie müssen unbedingt nach Berlin kommen. Unbedingt!“

Draußen fuhr die Kutsche vor. Die Damen mußten aufbrechen. Sie talen es mit dem größten Bedauern und nahmen überaus freundlichen Abschied von dem Vogt und Madame. Sie wollten auch gern den Kindern Adieu sagen und — der Frau Vogt. Man hatte sie bis jetzt gar nicht vermisst, und doch war sie seit einer halben Stunde nicht mehr zu sehen gewesen.

Wo mochte sie nur stecken?

Der Vogt rief nach den Kindern. Da kam auch Frau Fische zum Vorschein, mit zerdrücktem Kleide und zerzaustem Haar, aber viel hübscher als vorhin. An der Hand führte sie den kleinen fremden Jungen. Sie hatte mit den Kindern im Garten Verstecken gespielt.

Die Besucherinnen sahen sich an.

„Unglaublich,“ sprach es aus ihren Augen. Laut sprachen sie: „Nein, die Frau Vogt ist wirklich sehr originell.“

So nahm man nochmals Abschied. In diesem Augenblick kam gerade die Schustersfrau, um ihrem künftigen Pflegejohn abzuholen. So geschah es, daß Frau Fische wieder einen ungeheuerlichen Verstoß beging. Sie hätte wohl der Kutsche nachsehen müssen, aus deren Fenster die Damen winkten. Statt dessen blickte sie nach der anderen Seite, wo ein kleiner Junge sich immer wieder nach dem weißen Hause umwandte.

„Der Junge heißt Wulff Jessen,“ rief ihr Töchterchen.

Viertes Kapitel.

Wulff Jessen stammte aus dem letzten und armseligsten Häuschen des Dorfes.

Hart an der Grenze nach der Geest zu lag ein kleiner Hügel, der so sandig und steinig war, daß dort nur Gährenbüsche und Disteln wuchsen. In früherer Zeit, als die Gegend viel von Zigeunern heimgesucht wurde, hatte man diese dahin verwiesen. Daher stammte der Name: Laternberg.

Peter Jessen, Wulffs Vater, versuchte, nach seiner Heirat sich hier ein Heim zu gründen. Er klüfferte eine kleine Kate zusammen und begann, den Boden urbar zu machen. Aber dieser lohnte ihm die Arbeit nicht. Da wurde es ihm leid, und da gerade zu der Zeit ein Schulkamerad aus Amerika zurückkehrte, der Wunderdinge von dort erzählte, ergriff auch ihn das Reisefieber. Warum sollte es ihm nicht glücken, wo doch so viele mit vollen Taschen heimkehrten?

Er ließ Frau und Kind zurück, die konnten später nachkommen, wenn er erst festen Fuß gefaßt hatte. Vorläufig blieben sie in der Kate wohnen. Die Mutter seiner Frau, die Stutenstina, die mit Weißbrot haufieren ging, wohnte bei ihnen.

Die Frau ging bei den Bauern zum Nähen, die Alte haufierte. Das Kind wuchs allein auf.

Vom Vater kamen ein paar Briefe. Dann ließ er nichts mehr von sich hören. Die Frau starb an einer Lungenentzündung. Nun haufte die alte Stina allein mit dem Jungen, bis auch sie der Tod ereilte. Da nahm ein Knecht, der gerade vorbei kam, ihn mit ins Dorf zu John Polzei.

So wurde Wulff Jessen ein Gemeindefind und kam zu dem Flickschuster Timm Thedens.

Es waren gutmütige Leute, die selbst keine Kinder hatten und sich gern eines heranziehen wollten. Es mußte aber genau so werden, wie sie es verlangten. Dafür bekam es gute Kost.

Der Kirchspielvogt berief das Armenkollegium des Jungen wegen. Es waren die reichsten und vornehmsten Bauern, die da zusammenkamen, um über ihn zu beraten. Kein armer Mann war dazwischen. Wie könnte wohl ein Armer über Arme urteilen?

Es wurde viel Grog getrunken und viel Tabak dazu geraucht. Der Beschluß war kurz und gut: Wulff Jessen wurde bis zu seiner Konfirmation der Pflege des Schusters überwiesen, wofür ein gutes Kostgeld aus dem Gemeindefonds gezahlt wurde.

Man hätte die Pflegeschaft ausschreiben und Geld sparen können; aber das wollte man gar nicht. Wenn Schlichtingen schon ein Gemeindefind besaß, sollte dieses es auch gut haben. Der Schuster war ein nüchtern Mann, seine Frau kochte eine gute Mahlzeit Essen. Der kleine Wulff war bei ihnen aufgehoben wie ein Huhn in der Hahnenkiste.

So blieb er denn. Tien Schuster fütterte ihn mit süßer Milch und Stuten. Am ersten Tag eines jeden Monats brachte John Polzei das Kostgeld. Dann mußte der Junge stramm stehen und John rollte die Augen.

Tien Schuster machte indessen einen Grog und am Ende wurde John so gemüht, daß er Wulff in die Waden kniff. Die Schustersche fragte dann jedesmal, was sich dabei tun ließe, der Junge wäre so unbändig und wollte „kein gut tun“.

„Drei Tage bei Wasser und Brot,“ meinte John, aber das dünkte Tien Schuster zu hart.

Anfangs wollte Wulff immer wieder nach dem weißen Hause mit den breiten Treppentufen und mit den großen blanken Fenstern. Seine Pflegemutter bedeutete ihm, daß das nicht ginge. Er wäre doch ein Gemeindefind und sollte froh sein, daß . . . ja, er wußte wirklich nicht, worüber er froh sein sollte.

In der Schule war er einer der ersten. Er fühlte sich auch körperlich ebenso stark wie die dicken Bauernjungen. Als er sich einmal mit ihnen an Kraft maß, siegte er. Hinterher hielt es ihm der Lehrer vor, daß er sich zurückhalten und zu fügen habe, weil . . . ja er wußte es: weil er ein Gemeindefind war, deshalb sollte er anders sein als alle andern. Wenn andere faulenzten, sollte er freundlich und willig sein. Wenn andere dumme Streiche machten — von ihm schiedte sich das nicht. Er sollte sich stets bescheiden, im Hintergrund halten, sich ducken. . . . Das konnte er nur mit finstern blickenden Augen und zusammengeschlossenen Lippen.

Eines aber war ihm schon jetzt bewußt: wenn er einmal ein Mann sein würde — er war dann keiner von denen, die überall auf der Stuhlkante sitzen und zuhören, wenn andere Leute reden.

In ihm wohnte ein seltsames Gemisch von Stolz und Demut, von Stolz gegen seine Pflegeeltern, die ihn wie eine Puppe behandelten und gegen die Bauern, die ihn mißachteten, von Demut gegen Leute, die ihm gütig entgegenkamen.

Gegen den Kirchspielvogt und seine Familie hegte er eine stille Verehrung. Die lebte tief in seinem Herzen. Manchen dunklen Abend stand er vor dem weißen Hause und starrte sehnsuchtsvoll auf die hellen Fenster. Sah er ein Mitglied der Familie, so ergriff ihn immer wieder ein freudiges Gefühl der Zugehörigkeit. Ob man sich dort wohl noch seiner erinnerte?

Im Schusterhause fühlte er sich stets als ein Fremder, und die Pflegeeltern konnten nicht genug klagen über seinen „dollen“ Kopf. Was machte er für finstere Augen, wenn Timm Schuster ihn zum Spaß in der dritten Person anredete, wenn er gar sagte: der junge Herr.

„Was macht denn der junge Herr? Wo will denn der junge Herr hin?“

Bei, wie den jungen Wulff das wurmte! Es ärgerte ihn sogar, wenn die Schustersche ihm den Teller bis zum Überlaufen füllte und dazu sagte:

„Run lang man bei, mein Süßen!“

Er wollte nicht junger Herr und mein Süßen genannt sein. Es war ihm furchtbar, wenn er vollene Halsstücker und Pulswärmer tragen sollte. Er warf sie draußen ab und versteckte sie. Wenn die Pflegemutter ihm auf Schritt und Tritt nachlief, wie die Gluckhenne dem Küchlein, fühlte er sich im tiefsten Innern gekränkt. Alles in ihm bäumte sich dagegen auf. Er machte ein bitterböses Gesicht und wehrte sich mit trotzigem Wesen und bissigen Worten.

Die Schustersche schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Ach Gott, ach Gott, was ist das man bloß fürn Jung! Man kann noch so gut zu ihm sein — er dankt es einem nicht. Und dabei ist er doch ein Armenkind und sollte froh sein . . . nein, es ist rein zu doll mit dem Jung!“

Ihr größter Kummer war nebenbei, daß er nicht dick wurde. Er setzte kein Fett an. Sie hätte gern einen niedlichen, pausbäckigen Jungen gehabt. Dann würden die Leute sagen: „Seht, wie Tien Thedens den Jungen herausgefüttert hat!“ Aber es ging alles bei ihm in die Länge, und sein Gesicht blieb schmal und bläulich.

Er ging in die Schule oder trieb sich in dem Aroog herum, schleppte die fertigen Stiefel zu den Bauern und schrieb mit schöner Handschrift auf Schreibheftblättern die Rechnungen aus. Mitunter mußte er auch dem Pflegevater in der Schusterei zur Hand gehen.

Timm Thedens hätte gern einen Schuster aus ihm gemacht. Aber — er zwinkerte mit den Augen — schade, daß der „junge Herr“ den Pechgeruch nicht vertragen konnte.

In der Schule tat er sich hervor.

„De Jung hett Kopp!“ hieß es im Dorf.

„Er mußte studieren,“ meinte der Lehrer, „schade —“ Weiter spann er den Gedanken nicht aus.

Wulff ging still und verschlossen seiner Wege und ließ niemanden ahnen, was für Gedanken sich hinter seiner hohen Knabenstirn verbaragen. Vielleicht dachte er oft an den Vater, der in die Ferne gezogen war, das Glück zu suchen, vielleicht hoffte er auf seine Rückkehr, die ihn erlösen sollte. Oder er dachte an seine Mutter, derer schüchternen Liebesungen er sich nur dunkel erinnerte, und an die alte Großmutter, die arme Haushälterin, die mit ihrem Tragkorb von Hof zu Hof gehetzt war und nun auf dem Friedhof neben Dietrich Peters, dem reichsten Bauern des Dorfes, lag.

In't Veenhus und in't Himmelriek

Sind wie eenanner alle gliest.

Das war Jan Kulenarübers Weisheitspruchlein. Es mochte stimmen. Im Leben aber waren nicht alle gleich. Da war Wulff Jessen das niedrigste Kind im Dorfe.

Eines Tages erteilte ihm sein Pflegevater einen ehrenvollen Auftrag: er sollte dem Bauern Grotjohann Maß nehmen für ein Paar neue Schuhe.

Timm Schuster hatte sich den Fuß verstaucht und konnte selbst nicht gehen. Außerdem war es lediglich eine Formsache. Der Bauer hatte durch den Knecht bestellen lassen, der Meister möchte kommen und Maß nehmen. So mußte jemand kommen. Im übrigen hatte der Schuster noch sein Maß und Grotjohanns Leisten standen oben auf dem Bord und waren extra für ihn gemacht.

Wulff machte sich also mit den Maßwerkzeugen auf den Weg. Der Vater hatte ihn alles genau gezeigt und erklärt und ihm sein Notizbüchlein mitgegeben.

Es war eben nach Feierabend, als er auf dem Hof ankam. Auf der Berste spazierte der Grobknicht mit der Handpfeife herum als wäre er der Herr selber.

Der Bauer sah im Wohnzimmer in seinem Lehnstuhl, schnaufte und pufete. Er hatte einen Gang durchs Feld gemacht, nach dem Jungvieh gesehen und die Ochsen befühlt, ob sie schon ansehten. Das war für ihn eine ungeheure Anstrengung.

„Na, denn man to,“ sagte er, als Wulff vor ihn hintrat. „Denn zieh man gleich die Schuhe von den Füßen.“

Wulff bückte sich. Es wollte nicht gehen. Er mußte niederknien. Der Vater hatte ihm alles gezeigt, aber das hatte er verpaßt, das demütige Niederknien vor dem gewaltigen Bauern.

Wulff stieg es rot auf bis in die Stirn. Er beugte das Knie, aber nicht den Rücken. Als er den Fuß des Bauern in seiner Hand hielt, den plumpen, mit einem groben, dunkelblauen Strumpf bekleideten Fuß und Pe Grotjohann ihm dabei seinen Atem ins Gesicht pufte, überkam ihn der Widerwille so stark, daß er am liebsten aufgesprungen und davongelaufen wäre.

Endlich konnte er aufstehen. Es fiel ihm nicht ein, dem Bauern wieder in den Schuh zu helfen. Er packte seine Sachen zusammen.

„Also Schuster willst Du werden, mein Jung?“ fragte Pe Grotjohann wohlwollend.

„Nein,“ antwortete Wulff mit einer Ruhe, die weit über seine Jahre hinausging. In diesen letzten fünf Minuten war es ihm selbst erst klar geworden.

„Na — denn mußt Du zu den Bauern,“ sagte Grotjohann. „Du bist doch der — der von der Gemeinde in die Kost gegeben ist?“

„Ja, ich bin der Gemeindefunge,“ entgegnete er hart. „Ich möchte aber etwas anderes werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Mutter des Franktireurs.

Kriegsroman von Robert Herzog.

(Nachdruck verboten.)

Leutnant Groffe hatte seine Leute aufgestellt und war eben im Begriff, sich ein wenig hinzulegen.

Drei Tage und drei Nächte hatte er kein Auge mehr geschlossen. Da war zuerst der schwierige Aufklärungsritt hart unter den drohenden Geschützen der feindlichen Festung gewesen, dann der Sturm auf die Vorwerke und endlich der Sturm auf die Festung selbst. Operationen bei Tag verboten sich von selbst, denn der Feind durfte nicht erfahren, daß die Streitmacht, die ihm gegenübertrat, noch nicht halb so stark war wie er. Im Schutz der Dunkelheit war es leichter, ihn zu täuschen, und so spielte sich denn alles bei Nacht ab.

Trotzdem gab es auch tagsüber alle Hände voll zu tun. Befestigungen und Schützengräben mußten aufgeworfen, Artillerie in Stellung gebracht, die Verpflegung der Truppe sichergestellt werden. Doch während die Mannschaften wenigstens für Stunden zur Ruhe kamen, hatten die Offiziere, zu gering an Zahl, um im Dienst abzuwechseln zu können, keine andere Wahl, als sich „den Schlaf abzugewöhnen“, wie ein junger Fähnrich sich ausdrückte.

„Länger als drei Tage lassen wir uns von dem alten Kasten da vorne nicht imponieren, meine Herren!“ hatte die alte Erzellenz gesagt, der der Oberbefehl anvertraut war. „Wir sind zwar bloß die Vorhut, aber der Aufmarsch der Kerntruppen könnte leiden, wenn wir nicht schnell für Lust sorgen. Halten Sie sich ran, meine Herren; die Kerls sind ja glatt doppelt so stark wie wir, aber mehr als totschießen kann uns die Kanaille nicht. Also los! Wir müssen siegen, und wir werden siegen.“

Drei Tage später fiel tatsächlich der „alte Kasten“, die wichtigste und beste Festung des Feindes. Was man kaum für möglich gehalten hätte, eine fast vermessene Hoffnung hatte sich in beispiellos kurzer Zeit, knapp nach Eröffnung der ersten Feindseligkeiten, erfüllt, ein Sieg war errungen, der in der Weltgeschichte kaum seinesgleichen hatte. Aber nicht nur die kühne Voraussage der alten Erzellenz war Tatsache geworden, sondern auch noch etwas anderes: der Franktireurkrieg, jene barbarische und hinterlistige Form der Kriegsführung, für die es in der deutschen Sprache gar keinen Ausdruck gibt und die in einer vertrackten, felsen, aber desto grausameren und gefährlicheren Teilnahme der scheinbar harmlosen Zivilbevölkerung an den Feindseligkeiten besteht.

Die Feder sträubt sich, die Greuelthaten, in denen die Franktireure sich gefielen, auch nur anzudeuten. Daß sie auf Verwundete, Krankenpfleger und Ärzte schossen, war noch das wenigste. Aber sie verübten auch Dinge, deren selbst die entartete Phantasie eines chinesischen Henkernichtes nicht fähig gewesen wäre. Leichen-

schändungen, raffinierte Folterungen wehrloser Verwundeter, Gift, Dolch und alle Schrecklichkeiten entmenschter Wüteriche waren an der Tagesordnung. Da mußte mit eiserner Faust zugegriffen werden, ehe es zu spät war. Fiebernd vor Zorn und Scham machten sich Offiziere und Mannschaften daran, das Treiben der Franktireure zu ahnden und zu ersticken. Der Fall der eroberten Festung wog nur halb, wenn es nicht gelang, die Franktireure ebenso entscheidend zu schlagen, wie die regulären Truppen des Feindes.

Leutnant Groffe befehligte eines von den vielen kleinen Expeditionskorps, die zu diesem Zweck die nähere und weitere Umgebung der Befestigungswerke durchstreiften. Müde und erschöpft hing der junge Offizier im Sattel seiner braven Stute, aber mit angespannten Sinnen, die die ungeheure körperliche Anstrengung der letzten Tage nicht abgestumpft, sondern nur noch verschärft hatte, achtete er auf jedes noch so kleine verdächtige Anzeichen. Hinter jedem Strauch am Wege, in jeder Falte des Geländes konnte der Tod und Schlimmeres lauern. Doch alles blieb still.

„Halt!“ kommandierte Leutnant Groffe, als der Rand eines erhöht gelegenen Gehölzes erreicht war, von dem aus man einen guten Rundblick hatte. Er hatte Order, an dieser Stelle Posto zu fassen und weitere Befehle abzuwarten. Ruhig, wie auf dem Exercierplatz, traf er seine Anordnungen, dann verließ er den Sattel und streckte sich der Länge nach auf dem spärlichen Grasboden hin. Die Lider waren ihm schwer wie Blei, und das Blut in seinen Schläfen hämmerte wie ein Kurierzug, der des Nachts über die Schienen jagt.

„Schlafen, schlafen!“

Aber er blieb wach. Die Ereignisse der letzten Stunden und Tage, in die das Schicksal mehr zusammengepreßt hatte, als in sein ganzes früheres Leben, ließen ihn auch jetzt, nachdem er seine Aufgabe erfüllt hatte, nicht zur Ruhe kommen. Der Weg hinter ihm war mit Blut und Leichen gekennzeichnet. Nicht weniger als siebenzehn Franktireure, die aus dem Hinterhalt auf ihn und seine Leute geschossen hatten, baumelten in den Ästen der Allee unterhalb des Hügel, zwei weitere hatte er selbst mit raschem, zornigem Säbelhieb ins Jenseits befördert, obzwar solch ehrlicher Soldatentod viel zu gut für die hundsstößliche Bande war.

Nun, es waren nicht die ersten Menschen, die er getötet hatte, und Sentimentalität war nicht gerade seine schwache Seite. Die Attacken, die er während der erbitterten Kämpfe um die Festung geritten hatte, waren blutiger und gefährlicher gewesen. Hatte ihm doch sogar die alte Erzellenz, die sonst mit Lob zu geizen pflegte wie der Hamster mit dem Korn, fast überschwänglich gratuliert und gesagt, der Oberleutnant und das Eisene Kreuz wären ihm so gut wie sicher.

„Oberleutnant Groffe.“ Das klang nicht übel. „Na, Mama wird sich ja nicht schlecht freuen,“ dachte er, während er mit tadelloser Rafinoverbeugung die Anerkennung des Generals quittierte. „Und das Eisene

Kreuz wäre eine verdammt feine Zugabe!“ Zu, da konnte man sich schon, weiß Gott, ein paar Nächte um die Ohren schlagen. Und wären nicht die armen Kameraden und Truppen gewesen, denen es nicht vergönnt gewesen war, die Sonne zu erblicken, die diesen Nächten folgte, so wäre Leutnant Groffe aller Müdigkeit und allen Franktireurs zum Trotz lustig und guter Dinge gewesen.

„Welche gehorsamt, Herr Leutnant, ein Wagen auf der Landstraße links unten.“

Aufspringen und den Feldstecher an die Augen reißen war das Werk einer Sekunde.

„Was halten Sie von dem Bchikel, Krause?“ fragte Leutnant Groffe den Wachtmeister, der die Meldung erstattete. „Ein Bauernwagen ist es nicht, und eine Scheinbar den besseren Ständen angehörende Dame tut sich; älterer Jahrgang, soviel ich sehe. Sonst niemand zu sehen.“

„Wer weiß, ob nicht ein paar von den Halunken unter dem Wagenkasten versteckt sind!“ Herr Leutnant wissen doch: heut früh der Kartoffellarren. Zieht aus wie das reine Friedensfest, und auf einmal schießt es aus den Säcken hervor, daß einem Hören und Sehen vergeht.“

„Ja, das waren teure Kartoffeln, Krause; drei Mann und einen Gefreiten haben sie uns gekostet. . . . Aber was hilft das alles, ran an die Kutsche müssen wir.“

Gesagt, getan. In flottem Trab ging's hinunter zur Chaussee, wo sich inzwischen das seltsame Gefährt auf Rußweite genähert hatte.

„Halt!“

Hell und scharf klang Groffes Ruf. Die Dame zog die Zügel an, die Pferde blieben stehen.

„Argwöhnen Sie nichts, meine Herren, ich bin keine Feindin!“

Erstaunt sah Krause seinen Leutnant an, als er die in tadellosem Deutsch gesprochenen Worte vernahm.

„Es ist trotzdem unsere Pflicht, meine Gnädige, Ihren Wagen in Beschlag zu nehmen und Sie selbst bis auf weiteres als Gefangene zu betrachten,“ sagte Groffe höflich, aber bestimmt. „Vorwärts! Zwei Mann durchsuchen den Wagen, Wachtmeister Krause visitiert die Dame auf Waffen!“

Als der Befehl vollzogen war, ohne daß Verdächtiges gefunden worden wäre, wandte sich die Dame an den Leutnant:

„Sie sind erstaunt, mein Herr, daß ich mich in solcher Zeit und ohne männlichen Schutz in diese Gegend wage. Nun, Sie sehen eine Mutter vor sich, die ihren Sohn sucht. Eine deutsche Mutter, obzwar ihr Sohn Ihr Feind ist! . . . Mein verstorbener Gatte war ein bekannter nationaler Abgeordneter dieses Landes. Unseren Sohn Henri erzog ich, ohne daß mein Gatte mir wehrte, in der Liebe zu Deutschland, das ich nie aufgehört hatte, als mein Vaterland zu betrachten.“

Als mein Mann starb, schloß ich mich nur noch enger an Henri an. Er war mein alles, mein Himmel, meine



1870: Ein hinterlistiger Franktireur.



Ein Erinnerungsblatt.

Die Menschenmenge auf dem Börsenplatz in Frankfurt a. M., wo in den Abendstunden durch Lichtbild die wichtigsten Nachrichten, die bei der „Frankfurter Zeitung“ einlaufen, bekannt gegeben werden.

Welt, aber auch meine Hölle. Denn je mehr er sich dem Alter der Reife näherte, desto mehr entglitt er mir. Es half nichts, daß ich mit ihm nach Deutschland ging. Er war weniger der Sohn seiner Mutter als der Sohn seines Vaters, und was er Deutschland gegenüber empfand, war der nur durch die Achtung vor mir in Schranken gehaltene Haß eines Chauvinisten.

Sie können sich denken, mein Herr, was mich daher bewegte, als die Dinge sich so zuspitzten, daß Deutschland sich gezwungen sah, dieses Land mit Krieg zu überziehen. Der einzige Trost, den ich hatte und habe, ist der, daß Henri nicht Soldat ist. Henri befindet sich zurzeit auf der Rückkehr von einer Studienreise nach England. Hier — sie öffnete eine Briefflasche — habe ich seine Militärpapiere, die genügen müssen, um seine Freilassung zu erwirken. Erlauben Sie mir, meine Reise fortzusetzen, Herr Leutnant! Ich muß und werde ihn finden.

„Ich bedaure unendlich, gnädige Frau, aber ich muß bitten, zunächst hier zu bleiben. Ob und wohin Sie Ihre Reise fortsetzen dürfen, unterliegt der Entscheidung meiner Vorgesetzten, die ich natürlich sofort von Ihrer Angelegenheit unterrichten werde.“

„Geht es wirklich nicht anders, Herr Leutnant? Ich bin eine Mutter, die ihren Sohn sucht! Er kann in Not, ja in Gefahr sein. Vielleicht glaubt man ihm nicht, daß er nicht Soldat ist, er hat ja keine Dokumente bei sich. Herr Leutnant, ich beschwöre Sie: sehen Sie keine Feindin in mir, haben Sie Mitleid!“

„Dienst ist Dienst, gnädige Frau,“ erwiderte der junge Offizier nicht ohne Rührung, „und wir sind im Kriege!“

„Krause,“ wandte er sich gleich darauf an den Wachmeister, der zugehört hatte, „reiten Sie doch mal ins Bivak hinüber und melden Sie den Fall.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant, und ich kann ja vielleicht auch gleich fragen, ob von dem Monsieur etwas dort bekannt ist. Henri heißt er doch wohl, und wie noch?“

„Henri de Regnier,“ sagte Leutnant Groffe nach einem Blick in die Dokumente.

„Sehr wohl, Herr Leutnant.“

Kurz darauf war der Wachmeister im Sattel und sprang einen scharfen Galopp an. Aber er kam nicht weit. Plötzlich brachte ein Schuß, der ihm das Pferd unter dem Leibe tötete. Weitere Schüsse folgten.

„Donnerwetter, was ist das schon wieder?“

Wie der Blitz war Leutnant Groffe im Sattel und jagte seinem Wachmeister nach, hinter ihm in wilder Karriere seine Leute, die nicht erst eines Kommandos bedurften.

Aber der Wachmeister wußte sich auch allein zu helfen. Schneller, als man es dem schweren, breiten Mann zutraut hätte, hatte er sich unter dem toten Tiere hervorgearbeitet und den frechen Franktireur aus dem Sturzwader herausgeholt, in dessen Furchen geduckt er auf die Gelegenheit gelaunt hatte, zu morden. Zum Glück hatte er keine Patronen mehr, als Krause, unverletzt, denn die Schüsse hatten sämtlich den Kadaver des Pferdes getroffen, auf ihn zulauf.

„Na warte, Söhnchen, Dir werden wir das Handwerk schon legen!“ brummte der knapp dem Tode Entkommene, während er dem Franktireur nach kurzem Ringen Handfesseln anlegte.

Inzwischen war Leutnant Groffe mit seiner kleinen Kavallade herangekommen.

„Hat ihm schon, Herr Leutnant!“ lachte ihm der Wachmeister grimmig entgegen.

„Das haben Sie 'mal wieder fein gemacht, Krause,“ lobte der. „Verwundet sind Sie doch hoffentlich nicht?“

„I wo, Herr Leutnant, die Luderfäule können ja nicht einmal schießen. Aber ein Bauer scheint der Kerl da nicht zu sein, obzwar er zerlumpt genug aussieht. Wißt wohl was Besseres, he?“ Dabei machte er sich daran, die Taschen des Gefesselten zu durchsuchen.

Papiere, die einer Legitimation ähnlich sahen, fand er nicht, aber ein Notizbuch. Er schlug es auf und las den Namen auf der Innenseite des Deckels.

„Allmächtiger!“

„Was ist denn, Krause?“

Wortlos reichte er seinem Leutnant das schmale Heftchen hin.

„Henri de Regnier,“ stand da in klaren, energischen Zügen.

Leutnant Groffe zuckte zusammen. Dann warf er einen fast scheuen Blick auf seinen Wachmeister. Ruhig gab ihn der Wachmeister zurück.

„Dienst ist Dienst und Krieg ist Krieg, Herr Leutnant!“

„Gewiß, Krause, gewiß... Lassen Sie den Vurschen aufknüpfen... Ja... Er hat's verdient. Ich will indes die arme Frau vorbereiten.“

Langsam wandte er und ritt Schritt für Schritt zurück. Je näher er dem Hügel kam, desto schwerer wurde ihm zu Mut. Er hatte nicht gezittert, als er mitten im dichtesten Regenguss stand. Nun, da er einer Mutter gegenüberstand, deren Sohn er soeben das Todesurteil gesprochen, schlug ihm das Herz bis zum Hals hinauf.

„Gnädige Frau,“ sagte er bekommen, „Wachmeister Krause ist ausgeritten, um Ihren Sohn zu finden... Ich wollte, er hätte ihn nicht gefunden!“

„Nein, nein!“

Ein Aufschrei, der nicht aus der Brust eines Menschen zu kommen schien, entrang sich der gequälten Frau, die die furchterliche Wahrheit mehr mit dem Instinkt als mit dem Verstand erfaßte, als Groffe innehielt.

„Leider ist es so, wie ich sage, gnädige Frau. Ihr Sohn ist nicht nach Hause zurückgekehrt, weil er sich als Franktireur hier herumtrieb. Gott weiß, wie viele unserer braven Leute er aus dem Hinterhalt überfallen hat! Es blieb mir nichts übrig, als ihn zum Tode durch den Strang zu verurteilen, wie das Gesetz es befiehlt.“

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ wimmerte die Unglückliche.

Dann fragte sie, stöhnend und von Schluchzen geschüttelt: „Ist — ist — es — schon vorbei?“

Leutnant Groffe nickte nur.

„Nicht einmal Abschied nehmen durfte ich von ihm?“ Sanft, wie die Tränen eines weinenden Kindes, fielen die Worte.

„Franktireurs sind auf der Stelle zu strangulieren,“ lautet der Befehl. Krieg ist Krieg, gnädige Frau. Doch ich fühle mit Ihnen und bitte, Ihre Hand küssen zu dürfen zum Zeichen, daß Sie mir verzeihen, was ich tun mußte, obzwar ich es um Ihre Willen beklage.“

„Verzeihen?“ Erstaunt und wie verweisend klang es aus dem Munde der Frau. „Verzeihen? Ich würde Ihnen Henri's Tod nicht verzeihen, wenn Sie Gott selber wären! Er war Ihr Feind, mag sein, der Feind Deutschlands, dessen Tochter ich bin. Doch vor allem bin ich seine Mutter, und mir haben Sie keinen Franktireur, sondern das geliebte Kind getötet. Nein, Herr Leutnant, ich verzeihe Ihnen nicht, ich verfluche Sie!“

Leutnant Groffe schwieg. Er dachte an die alte Frau zu Hause, die in tausend Anosien seiner Wiederkehr entgegen harrte. Ob sich wohl der Segen, den sie ihm auf den Weg mitgegeben hatte, als stärker erweisen würde, als der Fluch dieser Aermsten hier? Mütter waren sie ja beide...

Sinnend versank er in sich selbst, ohne zu bemerken, daß Madame de Regnier sich in der Richtung, wo die Exekution stattfand, entfernte.

Plötzlich klang die Stimme des kommandierenden Generals an sein Ohr:

„Ranu, Groffe, Sie schlafen hier mit offenen Augen, und ich bringe Ihnen das Eisene Kreuz!“ rief die alte Excellenz schon von weitem mit gutmütigem Tadel.

Leutnant Groffe fuhr sich über die Augen und nahm Stellung:

„Danke, gehoramt, Excellenz! Aber verdient hab' ich's mir, denk' ich, erst heute...“



Phot. G. Penninghoven. Berlin-Friedenau.

Montenegrinische Garde-Artillerie in Paradeuniform.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(1. Fortsetzung.)

Lori, die alte Kammerfrau der Baronin, ging im Zimmer umher, legte die Sachen für die Nachttoilette zurecht, goß frisches Wasser in die Karaffen und fragte schließlich ihre Herrin:

„Wollen Frau Baronin nicht schlafen gehen?“

„Nein, liebe Lori, ich habe heut' noch zu tun. Nach dem Licht in der Bibliothek und sorg' dafür, daß ich nicht gestört werde.“

„Frau Baronin, wenn's nur der alte Herr nicht merkt,“ warnte die Alte. „Ich weiß nicht, aber mir is grad' heut' so ängstlich zu Mut. Geträumt hab' ich in der vergangenen Nacht auch so was schlechtes, Frau Baronin wissen, meine Ahnungen —“

„Ja, Lori, ich weiß schon. Deine Ahnungen trügen Dich nie!“ unterbrach Mary mit gutmütigem Lächeln die Alte. „Aber was soll denn passieren? Daß der Papa nichts erfährt, dafür bist ja Du da, Lori. Um elf Uhr mußt ich in den Park hinab. Ich bleibe nicht lange unten, fürchte nichts, Du kommst schon ins Bett. Aber so lange ich unten bin, mußt Du bei der Bibliothekstür achtgeben, damit wir nicht überrascht werden.“

„Weiß der Herr Oberleutnant schon?“ fragte Lori.

„Ja, ich habe ihm einen Zettel zugesteckt.“

Lori warf einen Blick auf die Uhr, worauf Mary sagte:

„Es ist schon halb elf. Geh' jetzt hinüber, Lori, und schau, ob die Luft rein ist. Schick' die Dienstmleute schlafen, wenn sie noch herumstehen. Besonders die Milli. Die muß die Nase überall drin haben.“

„Ja, neugierig ist das junge Ding!“

Die Baronin, die scheinbar sehr ungeduldig war, drängte nur:

„Also geh', Lori, schau, daß alles in Ordnung kommt!“

Die alte Kammerfrau, die Mary schon als Kind auf den Armen getragen hatte und seit Jahrzehnten im Dienst des Hauses stand, verließ das Zimmer.

„Treue Seele!“ murmelte die junge Frau und blickte der Alten nach. „Auf Dich kann ich mich verlassen.“

Als Mary allein war, machte sie einige Schritte durch das Zimmer und warf sich dann in einen Lehnstuhl, der in der gegenüberliegenden Ecke stand. Hier war sie ganz in Halbdunkel gehüllt, denn der mattgelbe große Seidenschirm der Stehlampe ließ das Licht nicht bis in jene Ecke dringen.

Mary war ungemein erregt. Gestern Nachmittag hatte sie eine heftige Auseinandersetzung mit ihrem Vater gehabt, eine Auseinandersetzung, die für sie folgenreicher war und deren Resultat sie dem jungen Oberleutnant mitteilen wollte.

Ob es wohl recht war, gegen den Willen des Vaters zu handeln? Ob es nicht besser wäre, sich seinem Willen zu fügen?

Nein! Sie hatte ein Recht auf Glück, ein doppeltes Recht nach der bitteren Enttäuschung, die ihr die erste Ehe gebracht.

Als nach jener schweren Zeit die Liebe zu Leo Walden in ihrem Herzen erwacht war, da wagte sie zuerst gar nicht an das Glück zu glauben. Erst als das Gefühl stärker und stärker wurde, bis es endlich ihr ganzes Sein durchdrang, jubelte sie auf in überschwänglicher Seligkeit, daß ihr, die mit dem Leben schon abgeschlossen zu haben glaubte, noch ein neuer Liebesfrühling erblühte. Und jetzt sollte sie diese goldigen Träume, all die seligen Hoffnungen einsargen? Nur deshalb, weil ein alter Mann, von Vorurteilen befangen, auf seinem Willen beharrte?

Vielleicht hatte der Vater recht, aber sie war jung — und dort unten im Park, unter den alten Linden, da wartete das Glück auf sie. . . .

Nur nicht den Kopf hängen lassen, nicht trüben Jahren nachseufzen.

Mit einem energischen Ruck richtete sie sich auf.

Da hörte sie ein Geräusch im ihrem Zimmer.

Neben dem Schlafzimmer lag nämlich der kleine Salon, in welchem sich vor einigen Stunden die kleine Gesellschaft zum Tee versammelt hatte.

Wer hatte in ihrem Zimmer etwas zu suchen?

Die Baronin hörte ganz deutlich Schritte, leise Schritte.

Sollte es Leo sein? Hatte er ihr etwas mitzuteilen?

Vorsichtig, auf den Zehenspitzen, schritt Mary dem Fenster zu, das in den Park mündete und noch offen stand.

Als sie sich hinausbeugte, sah sie den Schatten eines Mannes um die Ecke verschwinden.

Also nicht Leo! Denn der wäre sicher herbeigeeilt, wenn er in ihrem Zimmer Licht gesehen hätte. Vermutlich der lästige Vetter, der wegen seines Unwohlseins einen Spaziergang machte, oder irgend wer von der Dienerschaft.

Mary trat zur Stehlampe und schraubte sie herab. Dann wollte sie zur Tür schreiten.

Im selben Augenblick wurde diese geöffnet und Lori trat ein.

„Es ist schon ganz ruhig im Hause. Alle schlafen!“ meldete sie.

„Run, gar so ruhig kann es noch nicht sein. Eben war jemand vor unseren Fenstern.“

„Von den Dienstreuten niemand, Frau Baronin. Es muß der Herr Oberleutnant gewesen sein, denn er ist nicht im Zimmer.“

„Er war es nicht.“

„Dann vielleicht der Baron Franz.“

„Ja, vielleicht der oder der Gärtner. Hast Du alles hergerichtet?“

„Ja, bitte.“

„Und der Vater?“

„Der Herr Baron hat sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen.“

„Öffne jetzt die Türen, die in den Park hinausführen.“

„Sofort, bitte?“ fragte Lori.

Die kleine Stehuhr schlug dreiviertel elf.

„Ja, sofort. Geh' nur voraus, ich komm' gleich nach.“

„Frau Baronin sollten aber etwas umnehmen. Sie sind so leicht angezogen.“

„Ach Gott, es ist ja draußen so warm.“

„Dah' Sie sich nur nicht verfühlen!“ meinte die Kammerfrau besorgt und verließ das Zimmer.

Mary atmete tief auf. Sie ging zur Stehlampe zurück und löschte sie aus.

Dunkelheit füllte das Zimmer. Nur durch das offene Fenster brach der Abglanz der Sterne als blasser Schimmer herein.

Leise, auf den Zehenspitzen, damit sie kein Geräusch verriete, öffnete die Baronin die Tür des Boudoirs. Eine Sekunde lang blieb sie unentschlossen stehen, dann trat sie mit festen Schritten ein . . .

III.

„Also achtgeben, gut achtgeben,“ flüsterte Mary an der Tür des Bibliothekszimmers Lori zu.

Auf dem Tisch des Zimmers lag ein Buch aufgeschlagen, daneben stand eine Lampe. Jedermann mußte den Eindruck gewinnen, als ob hier soeben jemand gelesen hätte.

„Wenn Du etwas hörst, so komm' gleich hinunter. Wir sind bei der großen Linde. Wirst Du überrascht, so pfeif' und sag', ich bin ein bißchen in den Park spazieren gegangen, weil mich der Kopf schmerzte.“

„Ich werde schon achtgeben, Frau Baronin.“

„Mach' alle Türen auf, dann hörst Du besser!“ ermahnte noch die Baronin die alte Dienerin, dann schritt sie vorsichtig die wenigen Stufen, die auf den kieselstreuten Weg führten, hinab, sah sich nach allen Seiten um und eilte rasch über den Weg in die gegenüberliegende Allee.

Hier war sie sicher, nicht gesehen zu werden, denn das Blätterwerk bedeckte die lichte Gestalt vollständig.

Nichts störte die tiefe Stille dieser zaubersönen Mondnacht als das eintönige, schläfrige Plätschern der großen Fontäne, deren Strahl im Mondlicht wie flüssiges Silber leuchtete.

Und durch die wundervolle heiße Sommernacht eilte die junge Frau ihrem Glück entgegen. . . Dort, unter der uralten Linde sah er auf der Bank. Deutlich sah sie seine Gestalt. Er hatte die Attila mit der leichten Bluse vertauscht und blickte unausgesetzt nach der Richtung, aus der sie kommen mußte. Nun hatte er sie erblickt.

Ein leiser Ruf und sie lag an seinem Herzen.

„O, Du, Du!“ stammelte sie und drückte ihn an sich.

„Endlich!“ flüsterte er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und küßte das bleiche, zu ihm emporgehobene Gesicht.

„Ich muß mit Dir sprechen, Leo,“ sagte sie leise, „ich habe Dir Wichtiges zu sagen.“

„Richt jetzt, später!“ wehrte er ab und schlang wieder seinen Arm um den Nacken der jungen Frau.

„Nein, nein, Leo,“ wehrte sie sanft ab, „ich habe wirklich Ernstes mit Dir zu sprechen.“

„Aber Mary, Ernstes! Jetzt? Jetzt, wo ich das erstmal, seit ich hier zu Gast bin, Gelegenheit, finde, mit Dir allein zu sein, jetzt willst Du von ernstlichen Dingen sprechen?“

„Es muß sein, Leo.“

„Nun, wenn es sein muß — dann bitte —“

Mary überhörte den leicht gereizten Ton.

„Dah' auf, Leo, es ist wirklich wichtig, für uns beide wichtig!“ begann sie. „Als mir der Vater gestern ankündigte, Du würdest heute zu uns herauskommen und hier bleiben, bis das Rennen vorbei ist, da versuchte ich auf den Busch zu klopfen.“

„Ich verstehe. Und?“

„Du weißt, Papa schätzt Dich sehr, Du bist ja der Sohn seines einzigen Jugendfreundes. Aber Du weißt auch, wie streng der Vater ist. Wie sehr ihn meine erste Ehe erbittert hat.“

„Was hast Du Deinem Vater eigentlich gesagt?“ fragte da Leo.

„Ich sagte dem Vater: „Schau, eine junge Witwe wie ich hat eigentlich keine rechte gesellschaftliche Stellung. Ich habe doch auch ein Anrecht ans Leben, ich möchte doch auch noch einmal glücklich werden,“ und so fort. . . Was man halt noch alles sagt, wenn man mit einem Vater spricht und ihn für eine Idee gewinnen, das heißt, auf eine Bitte vorbereiten will.“

„Was antwortete er?“

„Er ließ mich ruhig aussprechen, blickte mich ernst an und sagte dann: „Dein Glück liegt mir am Herzen, ich wünsche nichts anderes, als daß Du es in reichstem

Maße finden sollst. Wenn Dir ein Mann begegnet, den Du liebst und der Dich liebt, der ein ehrenwerter Mensch ist — und —“

Mary stockte.

„Nun, und?“

„Und — dessen Verhältnisse vollständig geordnet sind, dann werde ich sicherlich nichts gegen eine Verbindung mit ihm einzuwenden haben.“

Baron Walden biß sich auf die Lippe. Eine kleine Pause trat ein. Dann fragte er:

„Damit war das Gespräch zu Ende?“

„Nein. Du kannst Dir denken, was ich bei den Worten des Vaters empfand. Aber ich ließ nicht locker.“

„Sag, Vater,“ fragte ich, „wenn nun einer käme, der mich liebt, den Du schädest, der aber kein Geld hat, gar kein Geld. Vielleicht sogar Schulden. . .“

„Weiter kann ich nicht. Du hättest ihn sehen sollen, wie er auf- fuhr: „Was — wieder einer mit Schulden, wie der erste? Wieder einer, der Dir in zwei Jahren die Mitgift ver- haut, der Dich schlecht behandelt, wenn das Geld zu Ende ist, und der sich dann schließlich wegen einer an- deren Frau im Duell erschießen läßt? Nein, daraus wird nichts! Ich habe das erstmal nachgegeben, leider nachgegeben, und wir beide haben es teuer bezahlt.“

Die Baronin schwieg, als warte sie auf eine Bemerkung Leos. Doch dieser blickte nur düster zu Boden.

„Aber wenn ich ihn liebte?“ drang ich nochmals in meinen Vater. „Wenn mein ganzes Lebensglück davon abhinge?“

„Rein Kind, sprechen wir nicht weiter,“ antwortete er ernst. „Du bist erwachsen, selbständig, Herrin Deines Willens. Du kannst tun, was Dir beliebt und brauchst Dich um den Wunsch Deines alten Vaters nicht zu kümmern. Aber das eine sage ich Dir, meinen Segen erhältst Du nicht! Ich ziehe meine Hand von Dir zurück, wenn Du nicht eine Wahl triffst, der ich voll- ständig beistimmen kann!“ Damit war das Gespräch zu Ende.

Wieder trat eine Pause ein.

„Und was folgerst Du aus dem Gespräch mit Deinem Vater?“ fragte Leo.

„Ich bin hergekommen, um Dich zu bitten, von Deinem Vorhaben abzusehen, jetzt schon um meine Hand anzuhalten.“

Leo rückte etwas von Mary weg; seine Hand glitt von ihrer Schulter herab.

„Das heißt mit anderen Worten —“

„Sie lieh' ihn nicht aussprechen.“

„Such' keinen anderen Sinn! Kommt Zeit, kommt Rat! Nur jetzt, im Augenblick, steh' ab davon, sonst ist alles verloren!“ bat Mary.

Das Gesicht des jungen Offiziers wurde tiefernt.

Seine Augen blickten die geliebte Frau vorwurfsvoll an, als er leise erwiderte:

„Weißt Du, was ich von Dir erwartet hätte?“

„Nun?“ fragte sie.

„Ich hätte erwartet, daß Du einfach vor Deinen Vater trittst und sagst: Ich liebe Leo und will ihn heiraten und wenn Du Deine Einwilligung nicht gibst, werde ich ihn ohne sie nehmen!“

„Aber Leo! Ohne den Segen eines Vaters einen Bund fürs Leben eingehen?“

„Wenn es nicht anders geht —“

„Nein, nein, Leo! Und dann: Wovon sollen wir denn leben? Mein mütterliches Erbe, das wenige, das ich besaß, hat mein verstorbener Mann durchgebracht. Wenn mich Papa nicht wieder aufgenommen hätte, hätte ich nicht gewußt wie mich durchbringen. Und Du, Leo, glaub' nicht, daß ich Dir einen Vorwurf machen will, aber Du hast mir doch selbst gestanden, daß Du in Schulden stichst! Also was könnten wir denn anfangen?“

Der Offizier schwieg. Das Blut war ihm in die Wangen geschossen.

Wie bereute er in diesem Augenblick seinen Leicht- sinn. Wie ganz anders stünde er vor ihr, wenn er ihr sagen könnte: Komm zu mir, kümmere Dich um nichts. Ob mit, ob ohne Einwilligung des Vaters, werde mein, laß uns unserem Glück leben, für alles andere werde ich sorgen!

Aber das konnte er nicht. Er mußte sich fügen. Was hatte er ihr, der verwöhnten Frau, zu bieten, als seine heiße, selbstlose Liebe?

Der Vater hatte recht mit den kühlen, lebenspraktischen Erwägungen. Und auch Mary konnte er nicht unrecht geben. Wovon sollten sie leben? Die Situation war gewiß nicht rosig. Und er hatte wahrhaftig kein Recht, der jungen Frau Vorwürfe zu machen.

Leo schlang seinen Arm um Mary und zog sie wie- der an sich. Sie ließ ihren Kopf auf die Schultern Leos fallen.

„Du hast nicht so unrecht,“ sagte er, „aber nur nicht gleich den Mut verlieren! In acht Tagen ist vielleicht alles gut. Du weißt, welche Hoffnungen ich auf das Rennen setze. Wenn ich als Erster hereinkomm', sind auch alle Schulden gezahlt.“

Mary lächelte traurig.

„Mit viertausend Kronen, die der Preis ausmacht, willst Du alle Deine Schulden bezahlen?“ fragte sie.

„Aber Kind, kein Mensch hat eine Ahnung, wie mein Braun geht. Die Buchmacher offerieren ja unglaubliches Geld! Denk' Dir, fünfzigtausend! Ich hab' viertausend Kronen auf Janko gewettet. Wenn ich Erster werd', gewinn' ich zweihunderttausend Kronen.“

„Leo,“ fragte Mary besorgt, „wo hast Du das Geld hergenommen, um wetten zu können?“

„Na, von der Gage hab' ich mir's nicht erspart. Auf- genommen hab' ich's halt.“

Mary ließ den Kopf traurig hängen.

„Na ja, was hält' ich denn tun sollen? Das mußt Du doch begreifen, Mary! So geht's nun einmal nicht weiter! Entweder eine reiche Partie — das tu ich nicht, dazu hab' ich Dich viel zu lieb — oder irgend ein Zufall. Da ist es doch das Nächstliegende für mich, daß ich mit meinem Pferd was gewinnen will. Ich kann doch nicht auf die Börse geh'n! Siehst, wenn's jetzt einschlägt, ist alles gut!“

„Und wenn's aber nicht einschlägt?“ fragte Mary.

„An das darf man nicht denken. Es muß einschlagen! Der Braun geht famos. Ich hab' die andern Pferd' beim Training g'seh'n und mit ein paar von ihnen bin ich schon in Budapest geritten — weißt, damals, wie ich g'stürzt bin — ich versicher' Dir, ich hab' die besten Chancen!“

„Wenn Dir aber wieder, wie damals in Budapest, ein Malheur passiert?“ fragte Mary.

„Wenn, wenn! Mein Gott, da sind halt höchstens viertausend Kronen hin! Die machen's doch nicht mehr aus! Aber wenn's glatt geht, Mary, denk' Dir nur, wenn's glatt geht! Wenn ich Glück hab' und die zwei- malhunderttausend Kronen so hingebracht bekomme! . . .

Vierundzwanzig Stunden später sind meine Schulden bezahlt und ich steh' in Parade vor Deinem Vater und sag' ihm: Baron Rodenstein, ich bitte Sie um die Hand Ihrer grauslügen Tochter!“

Und mit diesen Worten drückte er Mary an seine Brust und küßte sie.

Die junge Frau legte ihre brennende Wange an die seine und flüsterte:

„Und wenn sich zwei so lieben wie wir, dann ist auch kein Opfer zu groß, das sie einander bringen, nicht wahr?“

„Opfer? Wo willst Du denn schon wieder hinaus?“

„Ich mein' nur, weil ich früher verlangt hab', daß Du noch warten sollst,“ antwortete sie.

„Na ja, es bleibt mir ja nichts anders übrig. Am Sonntag ist das Rennen, und wenn Gott hilft, so ist Montag früh alles im Klaren.“

„Gott wird schon helfen,“ sagte leise die junge Frau, „selbst wenn Du Malheur hast, so werden wir schon Mit- tel und Wege finden. Nur Zeit müssen wir gewinnen.“

Leo seufzte auf.

„Hörst, Mary, Du hast heut' eine Art, Du bist so merkwürdig. . . zuerst hast alles schwarz g'seh'n und jetzt siehst wieder auf einmal alles rosig. . . Ich ver- steh' Dich wirklich nicht. Wenn schon der Teufel will, daß ich den Preis nicht krieg', — dann weiß ich wirklich nicht, was ich anfangen werd'!“

„Was Du anfangen sollst? Das werd' ich Dir ganz genau sagen: Mich steh'n lassen und eine reiche Partie machen!“

„Sprichst Du im Ernst? Ich soll Dich stehen lassen? Dich, die mir alles auf der Welt ist? Und verkaufen soll ich mich?“

In den Augen der jungen Frau leuchtete es auf. Sie neigte sich über den geliebten Mann und flüsterte ihm ins Ohr:

„Aber, ich habe doch nur so gesprochen. Ich weiß ja, daß Du Deine Mary nicht im Stich lassen wirst. Und Deine Mary wird auch Dich nie verlassen, nie! In welcher Lage auch immer Du Dich befinden mögest. Wenn auch einmal —“

Ein Pfiff wurde laut.

Mary fuhr erschrocken auf.

„Da ist etwas los im Haus! Wir müssen schnell zurück! Wenn Lori pfeift, so ist die Situation ernst!“

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, lief die junge Frau in die Allee hinein. Leo wollte ihr folgen.

„Nein, nein, komm nicht mit! Um Gotteswillen, wenn man uns zusammen sieht! Weib' herunter! Mach' einen Spaziergang!“ flüsterte sie ihm im Laufe zu.

Leo blieb stehen und schritt dann langsam in eine Seitenallee.

(Fortsetzung folgt.)

Sammelmappen

für die

Kriegsnummern der Frankfurter Zeitung

in starker Lederpappe zum Selbststeinbinden, leicht handlich und stets gebrauchsfertig zum Nachschlagen

Preis 50 Pfg. in Frankfurt a. M. frei ins Haus; auswärts Portozuschlag.

MOHR & MEDER

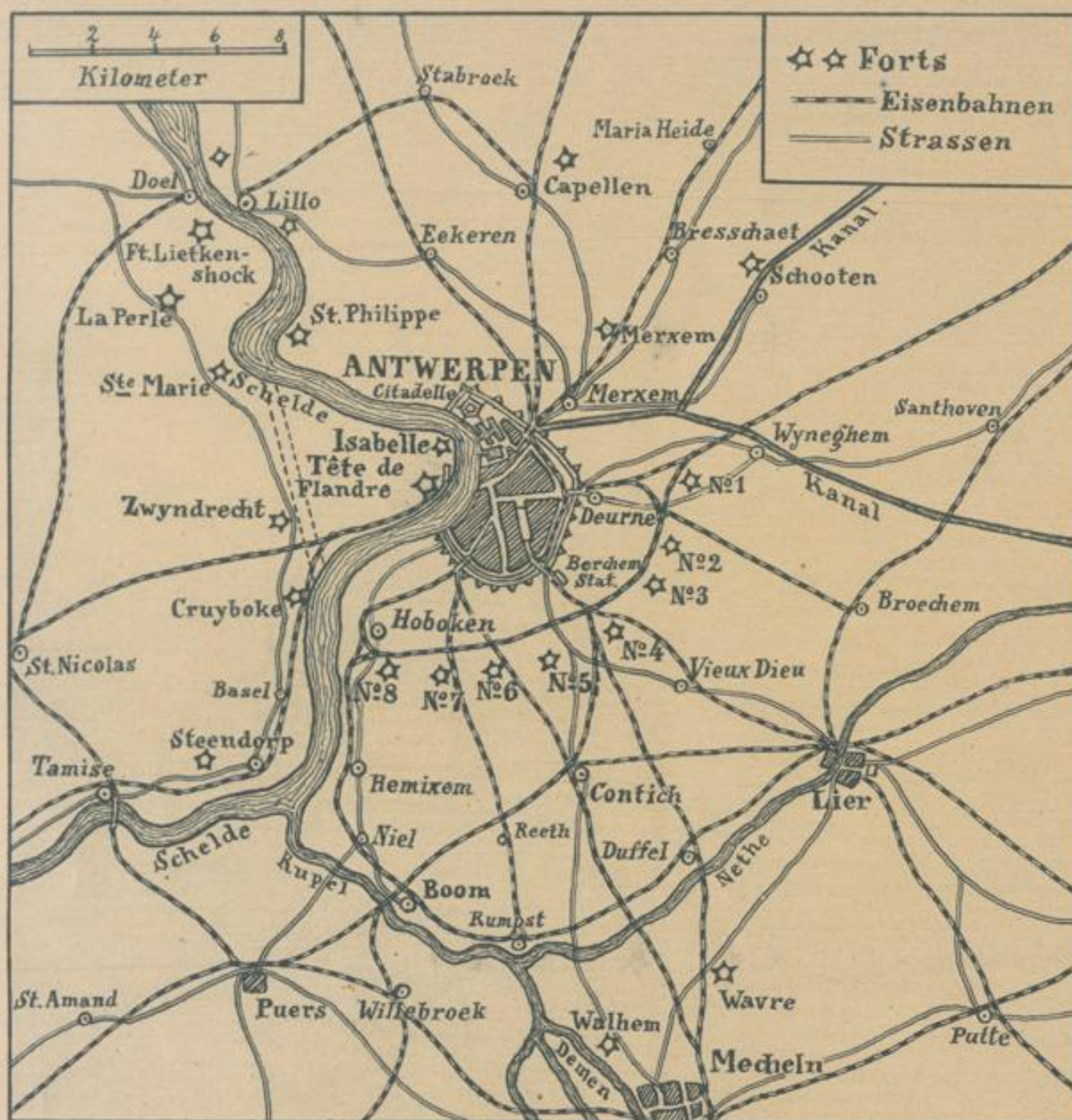
Grossbuchbinderei

Rossdorferstr. 18 Frankfurt a. M.

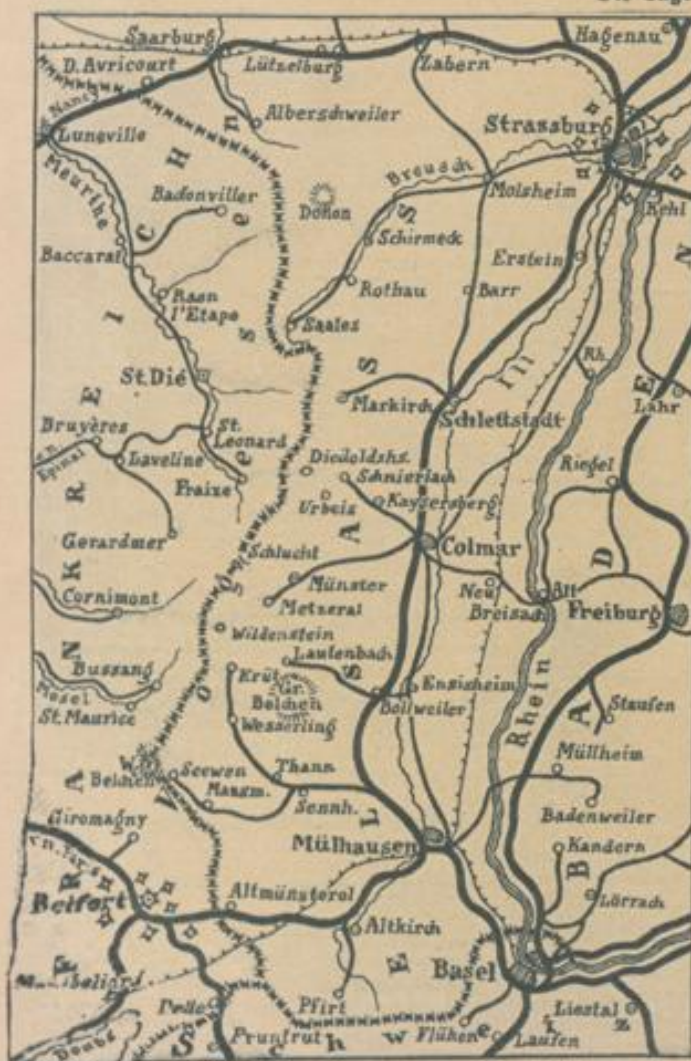
— Fernsprecher Hanna 6451. —

Karten von den Kriegsschauplätzen.

Weitere Karten folgen.



Die Lage von Antwerpen.



Vom westlichen Kriegsschauplatz.

vor den Häusern nach der Straße zu. Die Häuser aber sind nicht voneinander getrennt, nicht einzeln von Garten oder Hof umgeben, sondern wie in einer städtischen Gasse steht eins unmittelbar ans andere. Aber wiederum nicht in gerader Flucht die Straße entlang, sondern in schrägem Winkel gegen deren Richtung von ihr abweichend und jedes folgende Haus immer mit seiner ersten Ecke weit über die Front des vorhergehenden vorspringend. Die flach geneigten Ziegeldächer treten ungewöhnlich weit über die Fassade hinaus und werfen breite, tiefe Schatten über die hell abgeputzten Wandflächen mit den weißen Holzjalousien vor den Fenstern.

Beinahe vier Meilen hinter Blamont liegt dann Luneville, von dessen Rathaus jezt die deutsche Flagge weht, Luneville, unseiligen Andenkens vom Frieden von 1801 her, einst die Residenz des guten Stanislaus Leszczynski in den Tagen Ludwigs XV. Eine habsburgische Stadt war es einst, aber von den Habsburgern wurde sie mit der Provinz Lothringen gegen Toskana eingetauscht. Es ist eine langweilige und gradlinige Stadt, die in manchem an die bekannte Innenstadt von Mannheim erinnert. Aus ihrem Inneren ragt um so auffälliger die verschrobene und verzopfte Ausgeburt des späten Zeitalters, die Hauptkirche, hinter dem Schlosse hervor. Besonders interessant ist Luneville nicht, aber eine wohlhabende und wohlgepflegte Stadt ist es. Die Wohnungen sind stattlich, die Lebensweise der Bewohner bequem und reichlich, und eine besondere Liebe der Luneviller bilden ihre wohlgepflegten Gärten, in denen Obst- und Blumenkultur auf hoher Stufe stehen und schattige Lauben zu behaglicher Ruhe einladen. Dort halten nun wohl deutsche Soldaten nach wohlgeleiteter heisser Arbeit ein frohes Raststündchen.

Von Blamont nach Luneville.

Zuweilen liebt es die Geschichte, sich in großartigen Steigerungen zu wiederholen. Wenn heut der Trakt dem deutschen Volke die frohe Botschaft meldet, daß unser siegreiches Heer bereits die Linie Blamont-Luneville selbst in ihre Hand gebracht habe, so denkt wohl mancher von denen, die 1870 bereits mitgekämpft haben oder sich der Ereignisse damals doch noch lebendig erinnern, daran, daß auf derselben Linie auch damals die deutschen Truppen vordrangen, mit ihnen das Hauptquartier der Armee des Kronprinzen von Preußen, das damals zumeist die Marschlinie des waderen fünften Korps innehielt. Das war um die Mitte August des heißen Jahres 1870, und wunderbar berührt es uns, wenn wir sehen, daß die Feldzugsbriefe aus jenen Tagen gleichsam auch die Ereignisse von heute zu schildern scheinen. Von Deutsch-Lothringen her führt die von Pappeln eingefasste Landstraße über eine leise gewellte Fläche an niederen Weinbergen vorüber, auf Blamont zu. Blamonts Kennzeichen bildet die malerische Ruine des von Bernhard von Weimar zerstörten Schlosses, das aus dem dichten Kranz der Obstbäume der die Höhe umgebenden Gärten aufragt. Am mäßig geneigten Abhang selbst liegt die große Straße der sauberen hübschen Landstadt. Weiter hinter Blamont wird die Landschaft wieder recht eintönig. Immer ebener wird das Gelände, und meilenweit durchschneidet es die eintönige Pappelallee. Die Ortschaften, durch die sie führt, tragen den spezifisch lothringisch-französischen Charakter. Der Winkel der Dachschräge ist so stumpf, daß man glauben könnte, norditalienische Städte zu betreten. Daran, daß es Dörfer sind, erinnern nur die Düngerhaufen



Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Die Niederlage der englischen Armee.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Englische Horse-Guards in ihrer Ausrüstung.
Das Helmband am Kinn verhindert das allzugroße Aufreißen
des M-unbes.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Der englische Werbe-Erklönig.
„Willst, schöner Knabe, du mit mir gehn?“



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Englische Militärtypen.

Wir können die Ereignisse kaum fassen, so schnell stürmen sie auf uns ein. Sieg über Sieg ist die Signatur des Tages. Und wenn nicht die Verlustziffern eine so ernste Sprache sprächen, könnten wir hier meinen, es sei ein Leichtes, unsere Gegner zu besiegen. Aber nur ein heißes Ringen, ein ständiges Sichpreisgeben dem Tode, eine Anstrengung sondergleichen schafft uns die herrlichen Siege auf den langgestreckten Schlachtfeldern. Nicht Stunden tobt der Kampf, sondern Tage lang und selbst durch den harten, unruhigen Schlaf unserer Kämpfer dröhnen die Geschütze. Drum wollen wir zwar jubeln, aber zugleich bedenken, was jene da draußen leisten. Eine der schönsten Siegesbotschaften kam am Freitag: „Die englische Armee bei St. Quentin völlig geschlagen!“ Unsere Bilder



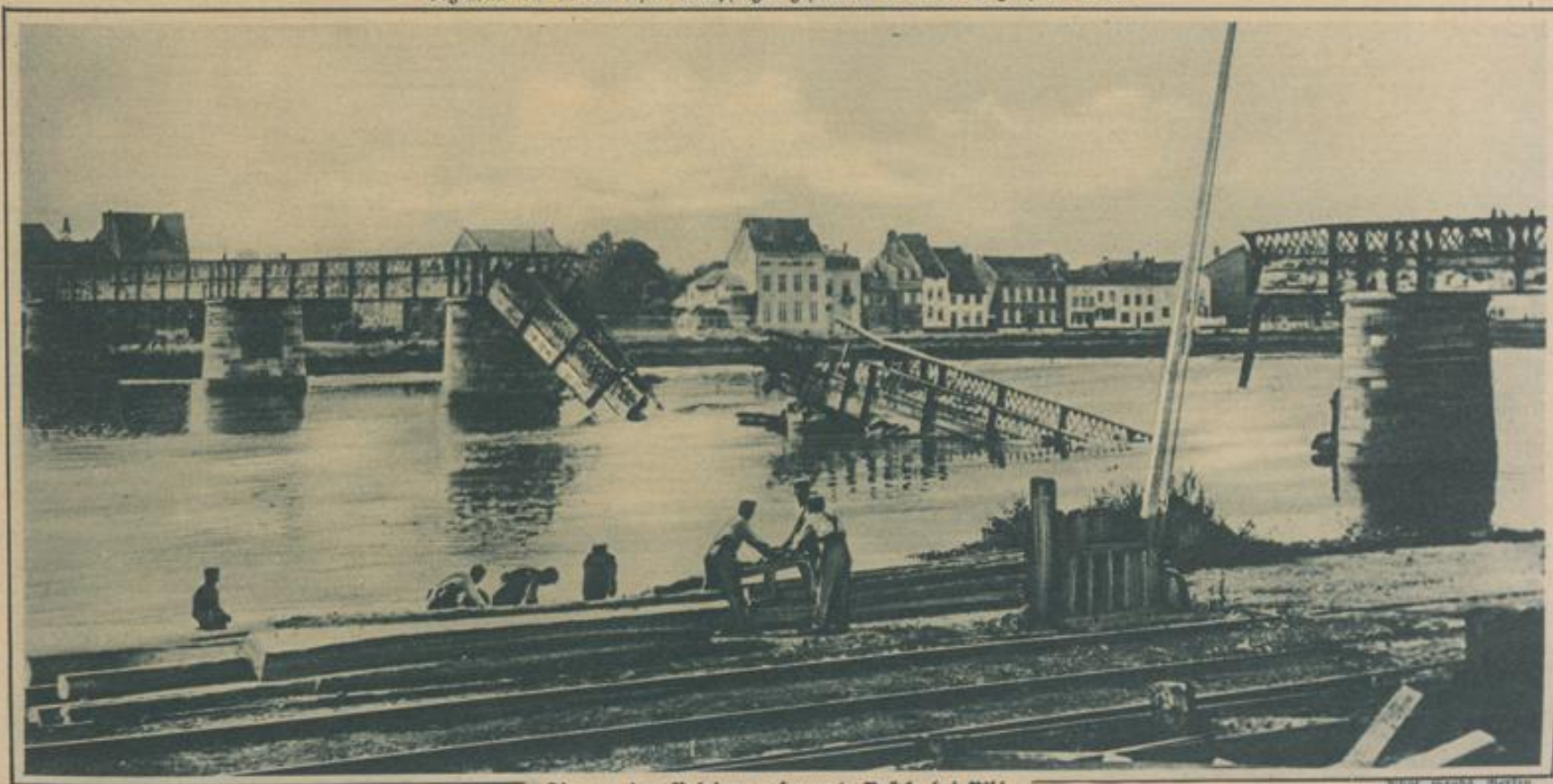
Phot. E. Penninghoben, Berlin-Friedenau.

Den Heldentod fürs Vaterland!

Begräbnis des in den ersten Kampftagen gefallenen Bruders des Fürsten Bülow.

zeigen einen englischen Gardelavalleristen, einen Werbeunteroffizier und zwei Infanteristen. In London wird ob dieses Schlachtausganges große Not herrschen.

Die Londoner können sowieso nicht mehr ruhig schlafen. Wenn eine Biene vorbeisummt, fahren sie auf und meinen, der „Zeppelin“ sei da. Jetzt werden sie bei jedem Trompetenstoß das Gespenst der deutschen Invasion aufsteigen sehen. Die gerechte Sache siegt. Das gibt uns so großes Übergewicht über unehrliche Gegner. Der großtuerische Briten wird vermutlich bald klein und still werden. Mit seiner großartigen, erfolgreichen „Werbung“ — anstatt hunderttausend kamen in London hundert Mann zum Werbebureau — hat er sich schon vor den Kämpfen dem Spott der Welt ausgesetzt. Jetzt hat er auch den „Schaden“ dazu.



Die von den Belgiern gesprengte Brücke bei Vifé.
Die Brücke wurde von deutschen Pionieren notdürftig wieder aufgebaut.

Schach.

Reprint von J. Wiese.

Die nachstehende Partie wurde im Meisterturnier zu Rannheim am 30. Juli gespielt.

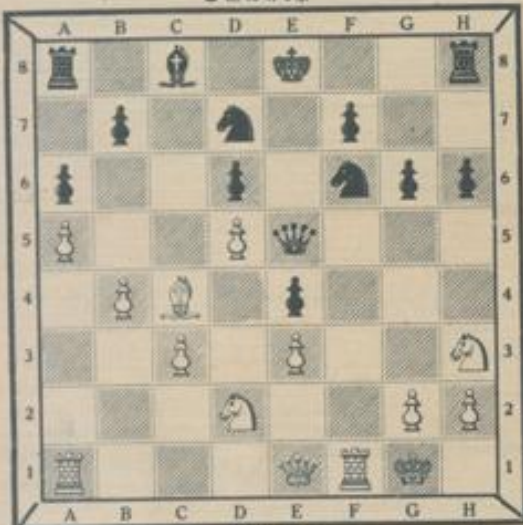
Italienische Eröffnung.

Weiß.	Schwarz.	Dr. Tarrasch.
1. e2-e4	e7-e5	
2. Sg1-f3	Sb8-c6	
3. Lf1-e4	Lf8-e5	
4. e2-c3	Dd8-e7	
5. d2-d4	Lc7-b6	
6. 0-0	d7-d6	
7. a2-a4	a7-a6	
8. Lc1-e3	Lc8-g4	
9. d4-d5	Sc6-b8	

Die man sieht, ist das schwarze Spiel überall gelähmt; außerdem hat Weiß noch den Vorteil der offenen f-Linie.

10. a4-a5	Lb6×e3
11. f2×e3	Sg8-f6
12. Sb1-d2	Sb8-d7
13. Dd1-e1	Sd7-c5
14. De1-b1	Lg4-c8
15. b2-b4	Sc5-d7
16. Sf3-h4	g7-g6
17. Dh1-e1	c7-c6
18. Sh4-f3	ce6×d5
19. e4×d5	e5-e4
20. Sf3-g5	h7-h6
21. Sg5-h3	
22. Dh4	fo 21... Sh7
23. De7-e5	

Stellung der Partie nach dem 21. Zuge von Schwarz.



Einige Glossatoren empfehlen 22. Ta1-c1, 23. Sh3-f4, 24. h2-h3, 25. Sf4-e2, 26. Le4×d5, 27. Se2-d4, 28. Sd2-c4, 29. Sd4-f5, 30. Sf5×d6, 31. Te1-d1, 32. Td1-d4, 33. a5×b6, 34. Sc4-a5. Schwarz gibt auf.

Haus und Küche.

Lammleber. Eine Lammleber für drei Personen. Die Leber wird 1/2 Stunde in kaltes Wasser gelegt, abgetrocknet und in halbfingerdicke Scheiben zerschnitten. Jede Scheibe trocknet man nochmals ab, taucht sie in Mehl, mit etwas Salz und Pfeffer gemischt und brätet sie in der Pfanne in reichlich Butter oder Fett auf jeder Seite mindestens vier Minuten, bis das Blut aus der oberen Seite quillt. Die gebratenen Stücke belegt man mit gebratenen Zwiebeln und deckt sie während der Saucebereitung zu. Zur Sauce aus geröstetem Mehl gibt man gern 1 Teelöffel Fleischextrakt.

Kartoffeln in Petersiliensauce. Man röste in Butter oder Schmalz einige Löffel Mehl sowie einen Eßlöffel feingehackten Zwiebel, bis sie schön hellgelb sind, gebe dann einen Kaffeelöffel fein gewiegte Petersilie dazu und rühre das Mehl mit warmer Fleischbrühe zu einer dickflüssigen Sauce an. In diese kommen nun die in Scheiben, geschnittenen gekochten Kartoffeln, Salz und etwas Muskatnuß, die mit der Sauce noch einige Minuten gekocht werden. Statt Petersilie kann man auch Wein oder Essig an das heiße Fett geben, dann bekommt man eine saure Sauce.

Kartoffeln in saurem Rahm. Rohre Kartoffeln schneide man in Scheiben, menge Salz, Pfeffer und Schnittlauch darunter und dämpfe sie, mit etwas Mehl bestäubt, in Butter oder Gänsefett. Dann nehme man 1/2 Liter sauren Rahm, verquirlt diesen mit 2 Eigelb und menge ihn unter die Kartoffeln, die nur noch etwa 5 Minuten damit anziehen dürfen.

Kartoffeln mit Käse. Man bestreiche eine Schüssel mit Butter, gebe eine Lage gefotene, in Scheiben geschnittene Kartoffeln hinein, einige Löffel sauren Rahm mit Eigelb und geriebenen Parmesanfäse verquirlt darauf, darüber wieder eine Lage Kartoffeln, wieder verquirlten Rahm usw. Zum Schluß gieße man den übrigen Rahm darüber, bestreue die Speise mit Paniermehl und bade sie im Bratofen schön gelb.

Praktische Winke.

nk. Bienenwachs als Putzmittel. Mit Bienenwachs lassen sich Kofstlede von feinen Stahlmessern leicht entfernen, wenn man wie folgt verfährt: Man nimmt ein Stück Wachs in ein Mullläppchen und reibt damit die erwärmte Klinge ab, die man dann nochmals mit pulverisiertem Kochsalz nachreibt.

nk. Ein vorzügliches Vertilgungsmittel der Schwaben ist Borax. 9 Teile von pulverisiertem Borax mit 1 Teil Zucker vermengt und diese Mischung des Abends an den von den Schwaben bevorzugten Stellen ausgestreut, tötet diese nach dem Genuß dieses Pulvers sofort, so daß sie am Morgen leicht entfernt werden können.

Wachsflecke entfernt man aus Samt, wenn man heißgemachten feinen Sand darauf streut, mit weicher Bürste darauf bürstet und so lang durch frischen ersetzt, bis der Fleck verschwunden.

Buchstabendoppelrätsel.

aus den nachstehend zusammengestellten Wörtern sollen durch Umstellung der Buchstaben neue Wörter von der angegebenen Bedeutung gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten neuen Wörter nennen den Namen eines Dichters. Man bilde aus:

Part. Deld. Ak = einen Städtenamen
Teiner. Nadel = ein Land in Europa
Rein, was. Tell = einen berühmten Feldherrn
Nach. Al. ich = ein Raortier
Len. Rain = eine Stadt in Sachsen-Weimar
Paar. Maus = eine Landschaft in Deutsch-Afrika
Ihule. Sand = eine Stadt in Schlesien
Meise. Dorn = eine Stadt in Bayern
Gold. für. das = Eine Stadt im Rheinlande
Ar. Del. Rad = einen Künstler
Derd. Kade = einen Anadennamen.

Bilderrätsel.



Kombinationsaufgabe.

aus den nachstehend zusammengestellten Wörtern sollen durch Umstellung der Buchstaben neue Wörter von der angegebenen Bedeutung gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten neuen Wörter nennen den Namen eines Dichters. Man bilde aus:

Part. Deld. Ak = einen Städtenamen
Teiner. Nadel = ein Land in Europa
Rein, was. Tell = einen berühmten Feldherrn
Nach. Al. ich = ein Raortier
Len. Rain = eine Stadt in Sachsen-Weimar
Paar. Maus = eine Landschaft in Deutsch-Afrika
Ihule. Sand = eine Stadt in Schlesien
Meise. Dorn = eine Stadt in Bayern
Gold. für. das = Eine Stadt im Rheinlande
Ar. Del. Rad = einen Künstler
Derd. Kade = einen Anadennamen.

Auflösungen.

Pexierbild.

Wenn man das Bild umdreht, findet man den Gesuchten an der Seite rechts zwischen Gepäckträger und Baum.

Kombinierter Rätselsprung.

Sucht dich die Freude, grüße sie,
Sie schmückt das Erdenleben;
Gib Raum ihr, doch verleihe nie,
Daß Flügel ihr gegeben.
Und wenn dich Leid und Weh
erleitet,
Nicht sie gebulbig tragen
Und hoffen, daß die Wunde heilt
Die Hand, die sie geschlagen.
Julius Sturm.

Sternrätsel.

D	E	M
p	a	u
	o	m
R	o	f
	u	t
l	a	u
G	a	m

Nachdruck verboten.



Die Russen erobern die erste „deutsche Fahne“.



Der gewaltige Andrang der Freiwilligen in London.

Wiener Wäsche-Moden.



Nicht nur unser gesamtes Wirtschaftsleben, auch der Haushalt steht unter dem Zeichen des Krieges. Dahin ist die altgewohnte und liebgewonnene Regelmäßigkeit, Änderungen und Umwälzungen hier wie dort. Hier fehlt der Hausherr oder mehrere Söhne und dort sind viele Frauen zwingungsweise wirtschaftlich zu Unfähigkeit verurteilt. Und wenn auch diese Unfähigkeit in den weitaus meisten Fällen durch eine liebevolle Fürsorgetätigkeit für unsere Krieger und Verwundeten wieder ausgeglichen wird, so bleibt doch noch immer freie Zeit genug. Verwende man sie dazu, die häuslichen Bestände nachzusehen, besonders den Wäscheschrank einer durchgreifenden Prüfung zu unterziehen, auszubessern, was auszubessern ist und umzuarbeiten, was nicht mehr dem zeitgemäßen Geschmack entspricht. Einige nachfolgende Winke werden für solche Notstandsarbeiten wertvoll sein.

So manche Braut verbringt die Zeit in Erwartung des heimkehrenden Siegers. Frohen Muts ist sie dabei, die Ausstattung für das künftige Heim zusammenzustellen, an der Leibwäsche die letzte, vollendende Hand anzulegen. Auch für sie werden die folgenden Hinweise von einigem Werte sein.

Gerade auf dem Gebiete der Leibwäsche ist der französischen Richtung in der Wiener eine immer gefährlicher werdende Konkurrenz entstanden, die ihr in den letzten Jahren sogar offensichtlich das Szepter aus der Hand entwunden hat. Auch die Wiener Modelle bevorzugen leichte, dünne und wenig auftragende Stoffe, vor allen Dingen den geschmeidigen Batist. Sehr beliebt sind Tüllgarnituren, die säumchenartig angeordnet werden oder aber als breite Einfäße auffallen. Ihnen zur Seite steht eine verbreitete Vorliebe für Band. Allenthalben finden wir Schleifen, Bandträger oder auch Durchzüge angebracht und manche der Taghemden wirken infolge solcher Verzierungen wie leichte, dünnere Hochsommerkleider, umso mehr, als sie auch im Schnitt und in der Ausföhrung den Vorschriften der Kleidermode entsprechen.

Soweit die Taghemden nicht mit Tragbändern versehen sind, zeigen sie tiefe, viereckige Ausschnitte. Säumchenteile und plüsierte Einfäße sind recht häufig zu sehen, vor allen Dingen aber auch Spitzen, mit denen sich bekanntlich alle möglichen Wirkungen erzielen lassen und die auch in der Verwendungsart unerschöpflich sind. Eine sehr wichtige Rolle kommt wieder der Handstickerei zu. Wo sie nicht unmittelbar auf das Wäschestück aufgetragen wurde, da weisen wenigstens breite Einfäße auf ihre Bedeutung hin. Reiche, volle Stickereien, auch wenn sie etwas überladen erscheinen, gelten als die große Mode und erhöhen damit auch den Wert des Stückes.

Als Gegenstück der Taghemden ist es notwendig, anschließend von den Nachthemden zu sprechen. Das Sprichwort „bei Nacht ist alles grau!“ ist nur noch Theorie. Immer kostbarer und reicher ist das Nach-

themd geworden. Und auch heute wird es nicht nur aus Batist oder Linon ausgeführt, sondern hellfarbige Seidenstoffe sind ebenso erlaubt. Spitzen und Band bilden auch für Nachthemden die gebräuchlichsten Garniermittel. Auch das Nachthemd ist oft viereckig ange schnitten und die beliebten kurzen Ärmel zeigen einen reichen, lang herabfallenden, meist aus Tüllspitzen gefertigten Verputz, der sich am Ausschnitt wiederholt.

In Weinleibern gibt es nur wenige Neuheiten. Noch immer bevorzugt man die enganliegende, kürzere Form. Nur der Ausputz ist reicher geworden und wenn er auch das Weinleid nicht mehr in breiten Ballungen umgibt, so zeigt er doch auch in seiner neuen, anpassenderen und anliegenderen Form wirklich als schön anzusprechende Wirkungen.

Ähnlich in der Ausführung erweisen sich die Garnituren, einerlei, ob sie nun Hemdböse oder Hosentrock vorstellen. Sie bieten natürlich als Gesamtheit etwas mehr Einheitlichkeit im Ausschmuck, aber im Grunde genommen huldigen sie der gleichen Richtung und bevorzugen gleiche Materialien.

Der Unterrock ist in der letzten Saison zu etwas höherem Ansehen gekommen. Man sieht meist helle Seidenröcke mit dunklen, auffällenden und abstechenden Volants garniert. Spitzen und Band bilden einen ebenfalls beliebten Schmuck, neben kleinen Mützentanken, die im Grunde genommen aber wenig haltbar sind.

Die neue Taschentuchmode fällt durch ihre abenteuerlichen vieldeutigen Formen auf. Punktstickereien, häufig Monogramme ergebend, gelten als geschmackvolle Verzierung neben dem unvermeidlichen Einfäße aus leichten, leichten Spitzen.

Die seidenen Unterkleider in Profat und sonstigen Kleidungsstücken entsprechen mehr der Pariser Mode, jener schwebelnden, seidenen und seidenartigen Mode, von der uns heute durch den Krieg schon ein großer Abgrund trennt und von der wir uns schon aus nationalen Gründen vor Friedensschluß werden emanzipieren müssen.

Barrikaden der Bürgerwehr in Tervueren bei Brüssel.



Flüchtende Bewohner, welche die Verrätereit nicht mitmachen wollen.

Die Engländer als Seeräuber.



Der von den Engländern in neutralen spanischen Gewässern zum Sinken gebrachte Schnelldampfer des Nordd. Lloyd „Kaiser Wilhelm der Große“.

✠ ✠ ✠ ✠ ✠ Skizze vom Verbandsplatz der 81^{er}. ✠ ✠ ✠ ✠ ✠



Nach Berichten verwundeter Offiziere.

Der 81. Btl. des 8. Div.